Res.
Jes.
1060
28

Jes.
1060/28

Jes. 1060/28

Die

Jeſuiten in China,

oder

das Aufkommen,

der Fortgang und ietzige Zuſtand der chriſtlichen Religion in dieſem Reiche, und was ſolche für Streitigkeiten zwiſchen ihnen und den Dominikanern veranlaſſet,

welchem noch

ein kurzer Entwurf

der ganzen Chineſiſchen Politik,

der Gebräuche und Karakters dieſer Nation

beygefügt worden.

R

Nürnberg,
in der Martin Jacob Baueriſchen Buchhandlung, 1782.

B

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Roger, ein Neapolitaner, Paſio von Bologna, und Matthäus Ricci, drey Jeſuiten, ſind die Stifter der heutigen römiſchcatholiſchen Gemeine in China. Sie wurden im vorigen Sekulo von ihren Obern als Mißionarien in dieſes große Reich geſendet. —

Es iſt wahr, daß ſchon vor dieſen dreyen einige andere katholiſche Geiſtliche nach China gereiſet ſind, und es verſucht haben, eine chriſtliche Gemeine daſelbſt anzulegen, aber alle Jeſuiten hüten ſich, dieſe ihre Vorgänger zu nennen, und die Feinde der Jeſuiten, die Dominikaner und Franziskaner, werden nicht müde, ſie zu rühmen. Eigenſinn, Neid und Unbedachtſamkeit auf beyden Seiten, ungegründete Furcht an der einen, ungegründete Ehrbegierde an der andern Seite! Die Jeſuiten könnten ſie ohne Schaden nennen, und ihre Widerſacher könnten ſie ohne Verluſt weglaßen.

So gut es dieſe ehrlichen Männer gemeint haben, ſo haben doch ihre Reiſen und Bemühungen keine Früchte getragen. Aller Ruhm, den man ihnen ſchuldig iſt, beſteht

allein darinn, daß ſie den chineſiſchen Boden eher, als die Jeſuiten betreten, und gern auf demſelben würden gepredigt haben, wenn ſie gekonnt hätten.

Man wolle, oder wolle nicht, ſo muß man geſtehen, daß die drey Jeſuiten, die wir genennet, den Grund zu der Kirche in China gelegt, und den Bau derſelben angefangen haben. Sie waren alle drey der Sprache der Chineſer mächtig, ehe ſie unter ihnen ankamen: daher hinderte ſie nichts, die Arbeit gleich anzugreifen, die ihnen aufgetragen war. --- Paſio und Roger ſetzten dieſelbe nur einige Jahre fort: ſie würden hernach abgerufen; Ricci blieb alſo allein zurück, und trieb das Werk, das ſeinem Eifer anbefohlen war, mit einer unglaublichen Munterkeit.

In wenigen Jahren hatte er eine zahlreiche Gemeine aus den Gelehrten des Landes ſowohl, als aus dem Volke geſammlet. Es geſelleten ſich mit der Zeit neue Gehülfen zu ihm: allein er blieb das Haupt und der Geſchickteſte unter ihnen, ſo lange er lebte.

Keiner wuſte die Gemüther, ſowohl der Hohen, als der Niedrigen, ſo zu erobern, als er. Keiner wuſte die Lehren, die er verkündigte, ſo nach dem Geſchmacke und Sinne der Chineſer zu würzen, als er. Er verdient daher den Namen des Vaters und Stifters der heutigen chineſiſchen Kirche, den ihm die Jeſuiten zu geben pflegten.

Ricci war kein Mann von gemeinem Schlage. Er beſaß neben einer großen Scharfſinnigkeit und vieler Wiſſen-

ſchaft

ſchaft eine natürliche Gefälligkeit, Beſcheidenheit und Leutſeligkeit, eine ungemeine Geduld und Arbeitſamkeit, eine Fertigkeit, ſich nach den Einſichten und Meynungen eines jeden zu bequemen, eine unerſchöpfliche Begierde, der Kirche zu dienen. Er verſtand die mathematiſchen Wiſſenſchaften, die in China über alles geſchäzt werden, aus dem Grunde, und dieſes ſchloß ihm die Herzen der Großen und der Gelehrten des Volks auf.

Er lebte ſieben Jahre nach einander unter den Gözenprieſtern in China, die man Bonzen nennet, ließ ſich von ihnen in der Sprache, in den Gebräuchen und in der Gelehrſamkeit der Chineſer unterrichten,*) und erwarb ſich durch ſeine Gaben und Eigenſchaften die Hochachtung und die Liebe aller ſeiner Lehrmeiſter.

Da er aus dieſer Schule kam, war er in der chineſiſchen Gelehrſamkeit ſo geübt und erfahren, daß er mit den Gelehrteſten des Landes um den Vorzug ſtreiten konnte. Er legte den Jeſuiterrock ab, weil er ſahe, daß er ihn verächtlich machen würde, und kleidete ſich, wie ein chineſiſcher Weiſer. Das vermehrte die Hochachtung, die man ihm ſchon wegen ſeiner Wiſſenſchaft geſchenket hatte. Die Weiſen des Landes nahmen ihn als einen Bruder und Zunftverwandten auf, und das Volk ehrte ihn um ſo viel mehr, weil er von den Gelehrten geehrt ward. Er ſchrieb einige Bücher zum Beſten des chriſtlichen Glaubens in derjenigen

*) Letres edificantes et curieuſes des Miſſionairs Tom. VIII. p. 229.

Art von Sprache, welche der Hof und die Gelehrten reden, die begierig geleſen wurden. Das wichtigſte unter denſelben iſt zu Pecking der Hauptſtadt des Kaiſerthums, im Jahre 1603 gedruckt worden, und führt den Nahmen: von dem göttlichen Geſetze.

Die Urtheile über dieſe Schrift ſtehen ſehr weit von einander. Sie iſt — wenn man die Widerſacher der Jeſuiten reden hört, — ein Greuel der Verwüſtung, in dem die Lehre des Heilandes der Welt mit der Sittenlehre des Konfuzius ärgerlich verknüpft und vermengt wird. Sie iſt — wenn man die Jeſuiten hört — ein weiſer und vernünftiger Entwurf der natürlichen ſowohl als chriſtlichen Religion. Ich kann weder dieſen noch jenen beyfallen, weil ich nicht mehr von dem Buche weiß, als was die Jeſuiten und ihre Feinde davon berichten. Der Pater Orleans ein beredter franzöſiſcher Jeſuit, hat das Leben des Ricci weitläuftig und geſchickt beſchrieben. Man kann ſchwerlich dieſes Leben leſen, wo man nicht unbillig iſt, ohne die großen Gaben des Mannes zu bewundern, wenn man gleich den Gebrauch derſelben nicht allezeit billiget.

Allein Ricci wäre doch bey allem ſeinem Witze, und bey aller ſeiner Wiſſenſchaft und Erfahrung ein Hirte einer kleinen Heerde geblieben, wenn er nach der gemeinen und gewöhnlichen Weiſe der Geiſtlichen geprediget und bekehret hätte. Die Klugheit der Geſellſchaft, deren Mitglied er war, that das beſte, und beförderte den Lauf ſeiner Predigt ſtärker, als die Einfalt des Evangelii. Die Jeſuiten, die unter die Ungläubigen geſendet werden, verkündigten

das

das Kreutz Chriſti auf eine ganz andere Art, als die übrigen Mönchen und Geiſtlichen, die zu Apoſteln ernennet werden.

Ein Dominikaner, ein Franziskaner, ein Auguſtiner, ein weltlicher Prieſter, der unter die Heiden reiſet, nimmt nicht mehr mit, als einen großen Eifer für ſeinen Glauben, ſeine Schulgelehrſamkeit, die ihm insgemein mehr ſchädlich als nützlich iſt, und einen guten Vorrath abergläubiger Meinungen. Dazu kommt bey vielen der Wille, ſich der Leichtgläubigkeit des Volkes zu ſeinem Zwecke zu bedienen, und durch einen frommen Betrug, durch ein vorgegebenes Wunder, der Religion ein Anſehen zu verſchaffen.

Das iſt die ganze geiſtliche Rüſtung eines ordentlichen Römiſchkatholiſchen Heidenbekehrers. Allein ein Jeſuite läſſet ſeine Schulwiſſenſchaft zu Hauſe, und führt an der Stelle derſelben einige Regeln der Klugheit mit ſich, die ihm der treue Fleiß ſeiner Obern und Lehrer eingeſchärfet hat. Ich muß einige dieſer Regeln herſetzen. Die Erſte: Ein Heidenlehrer, der Seelen erndten will, muß die Perſon eines Geiſtlichen und Weiſen des Landes annehmen, in dem er prediget. Das wird einen großen Theil des Widerwillens, den man insgemein gegen die Fremden und Ausländer hat, wegnehmen. Daher verwandelt ſich ein Jeſuite, ſo bald als er ſein Amt in einem heidniſchen Lande antritt. Er wird in Indien ein Brame oder Bramine, in Siam ein Talopoin, in China entweder ein Bonze, oder ein Konfuzianer und Gelehrter, in Afrika ein Marabou.

Ein armer Kapuciner oder Dominikaner bleibet das, was er in Europa war, ein Bettelmönch und Prediger. Deswegen gilt er wenig oder nichts, indem der umgekleidete und verwandelte Jeſuite die Herzen des Volkes an ſich reiſſet.

Die andere Regel: Ein Heidenlehrer muß ſich vor allen Dingen um die Gunſt des Hofes bemühen, und durch Geſchenke, durch Ehrenbezeugungen, durch Aufwartungen, und andere dienliche Mittel, die Gewogenheit derer, die an demſelben die Vornehmſten ſind, zu erwerben trachten.

Die dritte Regel: Kann es geſchehen, ſo muß ein Heidenlehrer ſich in die Gnade der Großen und Mächtigen ſo weit hineinſetzen, daß man ihn mit zu Staats- und Regierungsgeſchäften ziehet. Wie ſicher prediget ein Apoſtel, der es ſo weit gebracht hat! Unter dieſem Geſetze ſtehen viele andere Regeln, die ich der Kürze wegen auslaſſe.

Die vierte Regel: Ein Heidenlehrer muß ſich nach den Meinungen und Sitten des Landes, in dem er lebet, bequemen, wenn ſie nicht offenbar mit dem Glauben ſtreiten, den er verkündiget.

Die fünfte Regel: Ein Heidenlehrer muß alles, was in der Religion des Landes, worinn er lehret, einen Schein der Wahrheit und der Frömmigkeit hat, ſich zu Nutze machen, und es mit dem Glauben, den er vorträget, zu verbinden ſich bemühen. Was liegt daran, wenn dieſes nicht ohne Verdrehungen ſowohl der heidniſchen als der chriſtlichen

lichen Religion geſchehen kann? Die kleine Sünde, die da-
durch begangen wird, wird durch den groſſen Nutzen, den
ſie ſtiftet, vertilget.

Die ſechſte Regel: Ein Heidenlehrer muß die alten
Gebräuche und Gewohnheiten, die ein unwiſſendes Volk
insgemein über alles liebet, nicht verbieten und abſchaffen.
Das Volk bleibe bey den Weiſen ſeiner Väter. Es iſt ge-
nug, daß man ſie heilige: das heiſſet, daß man das, was
offenbar abgöttiſch und aberglaubig iſt, davon abſonde-
re, und das übrige mit einer guten Abſicht zu verbinden
lehre.

Die ſiebente Regel: Der Heidenlehrer braucht
Geld: und der Handel bringet Geld. Kann alſo der Apo-
ſtel in der Stille einen Kaufmann abgeben, ſo thut er wohl.
Sein Amt wird dadurch nicht verunehret, wenn er ſeinen
Gewinn nur zur Ehre Gottes wieder anwendet. Ich könn-
te die Anzahl dieſer Regeln verlängern: allein es würde
dieſes ohne Nutzen geſchehen. Die ich zurücke laſſe, ſind
nichts, als gewiſſe und klare Folgen derer, die ich hingeſetzt
habe.

Man frage mich nicht, woher ich es wiſſe, daß die
Jeſuiten dieſe Regeln auf ihren apoſtoliſchen Reiſen mit-
nehmen. Ich weiß es nicht ſowohl aus den Schriften ihrer
Feinde, als aus ihren Handlungen. Da alle Jeſuiten in
denen Ländern, worinn ſie der Kirche dienen, das thun,
was dieſe Regeln befehlen, ſo muß ich ſchließen, daß ihnen
dieſe Regeln in ihren Ordenshäuſern vorgeſchrieben wer-

den. Und irre ich nicht ſehr, ſo werden wol die Jeſuiten vor den meiſten derſelben ſich eben nicht ſchämen. Vielleicht werden ſie die dritte und die letzte unter die Verläumdungen ihrer Widerſacher ſetzen. Die übrigen werden ſie mit dem Namen der apoſtoliſchen Klugheit beehren. Und was ſage ich: ſie werden es thun? Darf ich zweifeln, die geſchickteſten Mitglieder ihrer Geſellſchaft haben es ſchon öffentlich gethan. Ich berufe mich nur auf ihren Fabri, auf ihren großen Gabriel Daniel, auf ihre Schriften, die ſie in der chineſiſchen Streitſache herausgegeben haben, auf die Briefe ihrer geiſtlichen Abgeſandten.

Ricci betrachtete die vornehmſten unter dieſen Regeln in China aufs fleiſigſte: das füllete ſeinen Schafſtall, und zog eine große Menge ſowohl vornehmer als geringer Chineſer in einer kurzen Zeit in die neue Kirche hinein, die er bauete. Er lebete, er ſprach, er ſchrieb, er kleidete ſich wie ein Chineſiſcher Philoſophe und Gelehrter. Er machte ſich bey den Großen und Gewaltigen durch ſeine Wiſſenſchaft und andere Dinge beliebt. Er vereinigte die alte Religion des Landes auf eine gewiſſe Weiſe mit den erſten Gründen der natürlichen, und der chriſtlichen, und die Sittenlehre des großen Konfuzius mit der Lebenslehre Jeſu Chriſti. Er ließ ſeine Bekehrten nach den Sitten ihrer Väter leben, und die alten Gewohnheiten und Gebräuche, die in den Reichsgeſetzen gegründet ſind, ſo, wie vorher, vollziehen. Er unterſagte ihnen nur dasjenige, was gar keine Entſchuldigung und Bekleidung zulaſſen wollte, und die erſten Wahrheiten des Glaubens der Chriſten kränkete.

Es

Es herrſchet in dem Chineſiſchen Reiche eine doppelte Religion. Die eine iſt ſo alt, als das Reich, und allem Anſehen nach von den Stiftern deſſelben eingeführt worden. Die andere iſt viel jünger, und nicht lang nach der Geburt unſ.rs Heilandes aus Indien dahin gebracht worden. Dieſe hat Götzenbilder, Tempel, Opfer, Prieſter, Mönche, Feſte und viele äuſſerliche Uebungen, und Gebräuche. Jene iſt frey von allen dieſen Dingen, und vielleicht, wenn ich die Japaniſche ausnehme, die einfältigſte unter allen Religionen, die jemals in der Welt ſind vorgeſchrieben worden. Sie befiehlt die Ehrerbietung gegen ein unſichtbares Weſen, das ſeinen Sitz in dem ſichtbaren Himmel hat, und von daraus das Glück und das Unglück unter den Menſchen austheilet: allein ſie fordert keinen eigentlich ſogenannten Dienſt deſſelben. Sie hat alſo keine Tempel, keine Prieſter, keine Verſammlungen, keine Opfer, keine Gebräuche. Der Kaiſer allein bringet zu gewiſſen Zeiten im Namen ſeines ganzen Volkes dieſem mächtigen Geiſte ein Opfer. Die Sittenlehre dieſer alten Religion iſt ſehr kurz und leicht. Sie beſtehet in der Verehrung der Bedienten des Tien, oder Chang-Ti, ſo nennet man das höchſte Weſen, das iſt, der Geiſter, die über die Berge, Flüſſe, Wälder, und andere Theile des Erdbodens geſetzt ſind, und in einigen Pflichten, die zur Wohlfahrt des Reichs und eines jeden Geſchlechts nöthig ſind. Dieſe bey Seite geſetzet, ſo erlaubet ſie den natürlichen Trieben und Lüſten der Menſchen eine uneingeſchränkte Freyheit.

Die neue Religion, ich meyne die Abgötterey, die von einem berühmten Indianiſchen Betrüger dem Fo oder Foe

her-

herkommt, hat einen ſehr ſtarken Anhang unter dem gemeinen Manne und unter den Weibern: allein ſie wird nur geduldet. Die alte Religion hat ihren Sitz unter den Angeſehenen und Klugen; und ſie iſt die Religion des Staats, die der Kaiſer ſelbſt bekennet, und gar zu gewiſſen Zeiten prediget, und die durch die Geſetze des Reiches geſchützet wird. Jene bot dem klugen und achtſamen Ricci nichts an, was zu ſeinem Vorhaben dienete. Er muſte ſich ihr widerſetzen. Dieſe war ſo beſchaffen, daß er eine Art des Vergleiches zwiſchen ihr und dem chriſtlichen Glauben zu ſtiften ſich getrauete. Er gab alſo denen Chineſern, die er bekehren wollte zu verſtehen, daß er nur zu ihnen gekommen wäre, die verdunkelte und in Verfall gerathene Religion ihrer erſten Stammväter zu erneuren, und durch einige vergeſſene Zuſätze zu verbeſſern, daß er eben denjenigen Tien oder Chang-Ti predige, auf den ſie von den alten Geſetzen des Landes gewieſen würden, und daß ſeine Lebenslehre im Grunde keine andere wäre, als diejenige, die ihr großer Weltweiſer, Kong-fu-ze oder Konfuzius nach dem Vorbilde der erſten Weiſen und Väter des Reiches, vorgetragen hätte.

Muſte das nicht einem Volke gefallen, das an Hochmuth und an der Ehrerbietung gegen ſeine Väter alle Völker der Welt übertrift? Ich will ihm die Schuld nicht auflegen, daß er die chriſtliche Religion mit Fleiß nach dem Sinne der Chineſer und ihrer alten Meynungen verdrehet und verfälſchet habe. Mich dünket, daß ſeine und der Jeſuiten Feinde dieſe Beſchuldigung noch nicht ganz auſſer Zweifel geſetzet haben. Allein das wird faſt unmöglich

können

können geläugnet werden, daß er den alten Glauben der Chineſer in verſchiedenen Stücken falſch erkläret habe, damit er der Religion, der Vernunft, und der Natur ähnlich ſcheinen mögte.

China iſt das rechte Reich des Ceremoniengeiſtes. Die Einwohner dieſes Landes ſind theils durch ein undenkliches Herkommen, theils durch die Reichsgeſetze an ſo viele Gebräuche und Gewohnheiten gebunden, daß ſich die Natur kaum in ihnen regen kann. Alles, was vor den Augen anderer Menſchen geſchieht, das hat ſein Maas, ſeine Zahl, ſein Gewicht, ſeine Richtſchnur und Ordnung. Und es iſt ein eigener groſſer Rath verordnet, der für die Wohlfahrt und Erhaltung der Gebräuche des Landes ſorgen, und den Verächtern derſelben widerſtehen muß. Die meiſten derſelben ſind nur aus Staatsurſachen eingeführet worden, und ſtehen weder mit der alten, noch mit der neuen Religion in einiger Verwandſchaft.

Allein einige haben ein geiſtliches Anſehen, und ſcheinen Früchte oder Folgen gewiſſer Glaubenslehren und Meinungen zu ſeyn. Die vornehmſten unter dieſen ſind die Verehrung der Vorfahren und des Weltweiſen Konfuzius. Ein iedes Geſchlecht in China iſt verpflichtet, ſich zu gewiſſen Zeiten in einem Saale, den man den Saal der Väter und Vorfahren nennet, zu verſammeln, und daſelbſt ſeinen Voreltern, deren Namen auf kleinen aufgehängten Tafeln ſtehen, eine gewiſſe Art der Ehrerbietung zu erzeigen, die einem Opfer und Götzendienſte ſehr gleich ſiehet. Man wirft ſich vor den Tafeln, worauf die Namen der Vorfahren ge-

zeichnet ſind, nieder; man läſſet Thiere ſchlachten; man zündet Goldpapiere zu Ehren der Väter an; man verſpricht ſich, daß der Tien oder der Himmel dieſe Zeichen der Ehrfurcht und Liebe gegen dieienigen, aus deren Blute man entſproſſen iſt, belohnen werde. Faſt eben einen ſolchen Zoll der Ehrerbietung müſſen alle Gelehrten dem groſſen Lehrmeiſter des ganzen Reiches, dem weiſen Konfuzius, abtragen.

So geneigt Ricci war, ſeinen Neubekehrten alles zu verſtatten, was ihnen die Gewohnheiten und Geſetze des Vaterlandes befohlen, ſo ſtutzig ward er doch bey dieſen Gebräuchen, die ein rechtes Seelen- oder Geiſteropfer zu ſeyn ſcheinen. Er bedachte ſich ganzer achtzehen Jahre, ob er ſie erlauben dürfte, oder nicht? Nach einer ſo langen Berathſchlagung und Unterſuchung beſchloß er endlich, ſie nicht für Religions- ſondern für Staatsgebräuche, oder für weltliche Ehrenbezeugungen anzuſehen, und daher an ſeinen neuen Chriſten zu dulden. Die Haupturſache dieſer Entſchlieſung war ſonder Zweifel die Begierde, ſeine Gemeine zu erweitern, und von derſelben Schmach, Verachtung und Verfolgung abzuwenden. Man nimmt ſich in China den Namen eines ehrlichen Mannes, und treugeſinnten Bürgers, wenn man den Voreltern; und man nimmt ſich die Hofnung zu allen Ehrenämtern und Bedienungen, wenn man dem Konfuzius den Ehrendienſt, den wir beſchrieben haben, verweigert. Würde alſo Ricci viele Jünger gemacht, und würden ſeine Jünger des Friedens und der Ruhe genoſſen haben, wenn er dieſen doppelten Dienſt verboten hätte? Dieſe Vorſtellung ermunterte ihn, daß er ſich

nach

nach Gründen umſahe, wodurch er ſein unruhiges Gewiſſen ſtillen könnte. Und wenn ſuchen in ſolchen Fällen diejenigen vergebens, die ſchon auf dem Wege ſind, das zu thun, was ſie verunruhiget? Ihr Verſtand wird insgemein von dem Willen benebelt und betrogen; und ein ſchwaches Rohr dünket ſie daher eine Säule zu ſeyn.

Ich will die Gründe erzählen, wodurch ſich Ricci von der Unſchuld der Gebräuche, die er zulaſſen wollte, überführete, damit die Leſer urtheilen können, ob ſie ſo ſtark ſind, als er glaubete.*) Die Mahomedaner, ſchloß er, die ſo groſſe Feinde der Abgötterey ſind, verrichten doch den Dienſt der Voreltern, und des Konfuzius. Daher iſt dieſer Dienſt keine Abgötterey. Allein können denn die Mahomedaner Richter in den Gewiſſensfragen der Chriſten ſeyn? Folget es, daß dasjenige kein Aberglaube und Götzendienſt ſey, was ein Chineſiſcher Mahomedaner, das heiſet, ein halber Mahomedaner, nicht dafür anſiehet? Weiter: Die Chineſer halten ihre Väter und den Konfuzius weder für Götter, noch für Heilige; ſie ehren nur in ihren Vorfahren die Perſonen derer, die ihnen das Leben gegeben haben, und in dem Konfuzius die Perſon eines Weiſen und Geſetzgebers. Wird nicht bey dieſem Grunde das als gewiß angenommen, worüber man ſtreitet? Die dritte Urſache: Diejenigen, die bey dieſen Gebräuchen die Thiere ſchlach-

*) Gabriel Daniel Hiſtoire Apologetique de la Conduite des Ieſuites de la Chine, dans le III. Tome du Recueil de ſes oeuvres p. 4ſq.

ſchlachten, ſind keine Prieſter; es ſind nur Fleiſcher. Geſetzt, daß hieran nicht zu zweifeln ſey: allein muß denn ein Opfer nothwendig von einem Prieſter geſchlachtet werden?

Ein anderer Grund: Der Kaiſer hat im Jahr 1384. durch ein Geſetz verboten, dem Konfuzius Säulen aufzurichten, und ihm dieienige Ehre zu erweiſen, welche die Götzendiener den Verſtorbenen zu erzeigen pflegen. Man glaubet, daß dieſes Geſetz ſey gegeben worden; allein man kann zweifeln, ob die Chineſer demſelben gehorchet haben. Wie viele Geſetze werden in kurzer Zeit vergeſſen, und aus den Augen geſetzet? Noch mehr: eben dieienige Ehre, die den verſtorbenen Vorfahren und dem Konfuzius erwieſen wird, die wird auch den lebendigen Kaiſern und ihren hohen Bedienten geleiſtet. Allein wie hat es einem ſo ſcharfſinnigen Manne entfallen können, daß die Ehrenzeichen ihren Werth von den Perſonen empfangen, denen ſie gebracht werden, und daß alſo die Ehre, die einem Verſtorbenen wiederfähret, von einer ganz andern Art ſey, als dieienige, die den Lebenden abgeſtattet wird. Nimmermehr wird ein Verſtändiger ſo ſchlieſen: Ich werfe mich ohne Sünde nieder, wenn ich dem Kaiſer aufwarte; daher kann ich mich auch mit freyem Gewiſſen vor dem Bilde eines Verſtorbenen, oder vor einer Tafel, worauf ſein Name ſtehet, niederwerfen. Und iſt es denn auch wahr, daß dem Kaiſer von China, und ſeinen hohen Bedienten eben ſo gedienet wird, wie den Voreltern, und dem Konfuzius? Iſt es, zum Exempel, wahr, daß dem Kaiſer, und ſeinen Mandarinen zu Ehren, Thiere gewürget werden? Endlich dieſe Gebräu-

che

che ſind ſchon in China üblich geweſen, ehe die Abgötterey in das Land iſt eingeführet worden; daher ſind ſie nicht abgöttiſch. Allein hat denn nichts abgöttiſches in China ſeyn können, bevor der Götzendienſt des Foe zu ihnen gekommen iſt?

Dieſe Urſachen mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen: ſie befriedigten das zweifelhafte Gewiſſen des Jeſuiten. Er begab ſeinen Neubekehrten die Freyheit, ihre Väter und den Konfuzius nach der Weiſe des Landes zu ehren, und ſetzte nur einige Einſchränkungen zu dieſer Erlaubniß. Er nahm von dieſem Dienſte dasjenige weg, was nicht in den Reichsgeſetzen ausdrücklich iſt verordnet und befohlen worden, und befahl, daß die Seinen bey der Verrichtung deſſelben die Herzen zu Gott erheben ſollten. Das iſt ſo viel, daß ſie äuſerlich und dem Scheine nach, die Voreltern und den Konfuzius, innerlich aber und mit dem Geiſte, Gott ehren ſollten. Die bekehrten Chineſer bekehrten alſo die unbekehrten, die mit ihnen in dem Saale der Voreltern verſammlet ſind. Dieſe meynen, daß die Chriſten vor den Tafeln der Vorfahren ſich beugen, allein weit gefehlet. Die Chriſten richten ihre Gedanken in der Stille auf Gott, und beugen ſich vor dem allerhöchſten Weſen, mit dem ih Seele ſich vereiniget hat.

So lange keine andere, als Jeſuiten, in China predigten, ärgerte ſich niemand an der Weiſe zu bekehren, die Ricci eingeführet, und an den Vergünſtigungen, die er den Neubekehrten verwilliget hatte; und die Gemeine, ſo

 ſtark

ſtark ſie auch hin und wieder gedränget ward, wuchs bey dieſen Anſtalten ungemein. Allein die Glückſeligkeit ward geſtöret, da nach dem Jahre 1630 andere Ordensbrüder, Dominikaner und Franziskaner, nach China kamen, um mit den Jeſuiten in dieſem neu angelegten Weinberge zu arbeiten. Dieſe neuen Arbeiter, die nichts von den Bekehrungsgeſetzen der Jeſuiten wußten, erſchracken, da ſie die Chriſten vor den Tafeln der Voreltern, und des Konfuzius auf der Erde liegen ſahen, und bezeugten ungeſcheut, daß ihr Gewiſſen einen ſo abergläubigen und abgöttiſchen Dienſt verdammen müße. Es kam daher zu einem heftigen Streit zwiſchen Ihnen, und den Jeſuiten, keine Parthey wollte nachgeben, und die Sache mußte alſo bey dem allgemeinen Richter der Kirchen in Rom anhängig gemachet werden. Die Widerſacher der Jeſuiten waren die Kläger. Einer aus ihnen, ein Dominikanermönch, Johann Baptiſta Moralez, reiſete nach Rom, und übergab der ſogenannten Kongregazion, die für die Fortpflanzung des Glaubens ſorget, ſeine und ſeiner Mitbrüder Zweifel wider die Chineſiſchen Gebräuche, die von den Jeſuiten den Neubekehrten erlaubet wurden.

Die Kongregazion hohlte, wie ſie pfleget, das Gutachten vieler Gottesgelehrten über dieſe Anklage ein, und ſprach endlich, daß dieſe Gebräuche aberglaubig und unzuläßig wären. Da der Dominikaner die Säle der Voreltern als Tempel, und die Ehrenbezeugungen, die den Vorfahren und dem Konfuzius erwieſen werden, als eine Art des Götzendienſtes, und als Opfer beſchrieben hatte, ſo konnte

kein

kein gelinderes Urtheil gefället werden. Der Pabſt Innozenzius der Zehente beſtättigte dieſen Ausſpruch am zwölften Tag des Septembermonats im Jahr 1645. und befahl bey Strafe des Bannes, daß die Prediger des Chriſtenthums in China ſich nach demſelben richten ſollten, bis der heilige Stuhl ein anders verordnen würde. Die Jeſuiten in China nahmen dieſen Befehl des Pabſtes mit Ehrfurcht an, und legten ihn mit Verachtung auf die Seite. So halten ſie es insgemein mit den Verordnungen der römiſchen Biſchöfe, die mit den Gewohnheiten, Lehren und Meinungen der Geſellſchaft ſtreiten. Kein Orden iſt zu einem ſtrengern Gehorſam gegen den Pabſt verpflichtet; und kein Orden gehorchet dem Pabſt weniger. Das kommt ſonder Streit unter andern daher, weil ſie glauben, daß ihre Vorſteher und Gelehrte viel beſſer einſehen und wiſſen, was der Kirche entweder ſchädlich oder nützlich ſey, als alle Päbſte und ihre Räthe. Dieſen Befehl inſonderheit achteten ſie ſo wenig, daß ſie einige Jahre hingehen lieſen, ohne einmal zu Rom mit einer Gegenvorſtellung ſich zu melden, und inzwiſchen das alles erlaubten, was er verbot.

Das war, wie ſie meynten, nicht unrecht. Das Geſetz gründete ſich auf einen falſchen Bericht, und was geht die Jeſuiten ein Geſetz an, das durch eine ungetreue Erzählung iſt erſchlichen worden? Allein ihr Ungehorſam gab zu vielen Unruhen und Nachreden Anlaß. Daher hielten ſie es endlich für nöthig, einen ihres Mittels nach Rom zu ſenden, und durch denſelben um die Aufhebung des Befehles, den der Dominikaner ausgewürket hatte, anzuhalten.

Der Geſandte hieß Martin Martini. Er verrichtete das Amt, das ihm aufgetragen war, mit einer groſſen Geſchicklichkeit. Er wendete ſich nicht an die Kongregazion, die das vorige Urtheil abgefaſſet hatte, weil er leicht vorher ſahe, daß dieſe ihren Spruch ſchwerlich widerrufen würde. Er gieng an den damaligen Pabſt, Alexander den ſiebenden, ſelbſt, und mahlte demſelben in einer weitläuftigen Schrift die Gebräuche der Chineſer als Gewohnheiten ab, die frey von Abgötterey und Aberglauben wären, und auf nichts als auf die Wohlfahrt und Ruhe des Reichs abzielten.

Der Pabſt übergab die Entſcheidung der Sache dem ſogenannten heiligen Offizio, oder dem Inquiſitionsgerichte. Sonder allen Zweifel hatte der kluge Jeſuite dieſes vermittelt, und die Unterſuchung der Kongregazion, der die Sorge für die Fortpflanzung des Glaubens anbefohlen iſt, verbeten. Das heilige Offizium ſprach ſo, wie es der Jeſuite gerne ſahe: es verwarf diejenigen Gebräuche, die von den Jeſuiten ſelbſt verworfen wurden, und vergönnete diejenigen, die ſie vergönnet hatten. Der Pabſt ließ ſich dieſen Ausſpruch gefallen, und bekräftigte ihn am 23 Tage des Merzmonats im Jahr 1656. Dieſes günſtige Urtheil ward nur zuerſt von den Jeſuiten als ein Schutzgewehr angenommen, deſſen man ſich in dem Nothfalle bedienet. Sie machten es nicht in China bekannt, ſondern verwahrten es in der Stille, um es wider diejenigen zu gebrauchen, welche ſie etwan angreifen würden. Mit der Zeit wurden ſie muthiger. Ihr Schild verwandelte ſich in ein Schwerd.

Sie zogen den Spruch, den Martini von Rom geholet hatte, hervor, und behaupteten, daß er eine Regel wäre, wornach ſich alle römiſche Geiſtlichen in China richten müſten, weil durch denſelben das erſte Urtheil, das Moralez mitgebracht hatte, aufgehoben wäre.

Dieſe Unvorſichtigkeit erneuerte den Krieg, der einige Zeit geruhet hatte. Die Dominikaner und Franziskaner, die neben ihnen in China predigten, fülleten die Ohren des Pabſtes und ſeiner Bedienten mit neuen Klagen und Beſchwerungen, betheuerten aufs heiligſte, daß die Gebräuche, worüber man ſtritte, die unerträglichſten Greuel wären, und verlangten endlich von dem heiligen Offizio zu wiſſen, ob es denn wahr wäre, daß die alte und erſte Verordnung des Pabſtes Innozentius des zehenden, durch das neue Geſetz, das die Jeſuiten aufwieſen, ihrer Kraft wäre beraubet worden? Die Inquiſition gab auf dieſe Frage eine Antwort, die ich entweder für erdichtet, oder für verfälſchet halten würde, wenn ſie allein in den Büchern der Feinde der Römiſchen Kirche geleſen würde. Allein wie kann ich an ihrer Richtigkeit zweifeln, da ſie der Pabſt Benedikt der vierzehende ſelbſt in der ſo berühmten Bulle: Ex quo ſingulari etc. anführet, und durch ſein allgültiges Zeugnis von allem Verdachte befreyet?

Die Inquiſition antwortete: Das erſte Geſetz des Innozentius ſey keineswegs durch das neue Geſetz des

Pabſt Alexanders zernichtet worden: ſowohl dieſes als ienes Geſetz müſſe gehalten werden, ein iedes nach ſeinen Umſtänden, und nach der Anweiſung der Fragen und der Zweifel, die es veranlaſſet hätten.*) Was heiſſet dieſes? Die beyden Geſetze, die zugleich auf gewiſſe Weiſe gelten ſollen, ſind einander nicht viel ähnlicher, als der Tag und die Nacht. Das erſte verdammet die Gebräuche der Chineſer: das andere ſpricht ſie los. Und beyde ſollen doch von den Geſandten in China beobachtet werden. Kann dieſes geſchehen? Irre ich nicht, ſo kann dieſer Beſcheid des heiligen Offizii keinen andern Verſtand haben, man wende ihn, wie man wolle, als einen von den beyden folgenden. Entweder er will ſo viel ſagen: haben die Dominikaner die Natur und Art der Chineſiſchen Gebräuche wahrhaftig vorgeſtellet, ſo ſoll das Geſetz, das ſie ausgewürket haben, dem

*) Ich will die Worte des Pabſtes Benedict des vierzehenden ſelbſt abſchreiben. Reſpondit Sacra inquiſitionis Congregatio, praefatum decretum adhuc vigere habita ratione rerum, quae fuerunt in dubiis expoſita, neque illud fuiſſe circumſcriptum a decreto Sacrae inquiſitionis, quod anno 1656. exaravit: imo eſſe omnino obſervandum iuxta quaeſita, circumſtantias et omnia ea, quae in antedictis dubiis continentur. Declaravit pariter eodem modo eſſe obſervandum praedictum ſacrae congregationis decretum anni 1656. iuxta quaeſita, circumſtantias, et reliqua in ipſis expreſſa.

dem andern vorgezogen werden; haben die Jeſuiten die Beſchaffenheit und die Abſicht dieſer Gebräuche richtiger beſchrieben, ſo ſoll das Geſetz, das ſie mitgebracht haben, gehalten werden; oder er bedeutet dieſes: ein ieder kann nach ſeiner Einſicht handeln.

Wer gewiß iſt, daß der Dienſt des Konfuzius und der Voreltern Aberglauben und Abgötterey ſey, der halte ſich an dem erſten Ausſpruch: wer nichts Böſes und Verbotenes in dieſem Dienſte ſiehet; der folge dem andern. Man mag dieſen oder ienen Verſtand annehmen, ſo antwortet das heilige Offizium eigentlich nichts, und überläſſet es dem Gewiſſen und der Freyheit ieden Predigers in China, was er machen wolle.

Das iſt die Römiſche Gewohnheit. Wenn zwo mächtige Partheyen über Glaubensſachen mit einander rechten, ſo wird insgemein ein Urtheil gefället, das beyde Theile für ſich erklären können. Allein ſollten die Ausſprüche des ſichtbaren Hauptes der Kirche, das ſich der Unbetrüglichkeit, und einer auſſerordentlichen Erleuchtung rühmet, nicht gewiſſer ſeyn? Sollten ſie nicht Licht und Finſterniß, Wahrheit und Irrthum von einander ſcheiden? Dieſe Antwort die beyde Theile in dem Beſitze ihrer Meynungen und Bekehrungsart ließ, ward im Jahr 1669. ertheilet, und der damalige Pabſt, Klemens der neunte, trug kein Bedenken, ſie mit ſeiner apoſtoliſchen Beſtättigung zu beehren.

In dem Jahre, worinn dieſer Beſcheid zu Rom abgefaſſet ward, fieng ſich das güldene Alter der Kirchen in

China an. Sie hatte eine geraume Zeit hindurch eine groſſe Verfolgung ausgeſtanden. Da der erſte Kaiſer aus dem ietzt regierenden Tartariſchen Hauſe, Xung-Chi mit Tod abgieng, war ſein Nachfolger Kang-hi, oder Kam-hi*) ſeiner Unmündigkeit halben noch untüchtig ſelbſt zu regieren. Zeit ſeiner Minderiährigkeit vereinigten ſich die Groſſen mit den Vormündern des iungen Kaiſers, das Chriſtenthum, das ſich weit ausgebreitet hatte, auszurotten. Zu der Ausführung dieſes Vorhabens ward ein Anfang gemacht, der alle Chriſten in China und ihre Lehrer in Schrecken und Beſtürzung ſetzete. Man legte den weltberühmten deutſchen Jeſuiten Joh. Adam Schall, einen Mann von vier und ſiebenzig Jahren, der das Haupt der Heidenbekehrer in China war, und eine groſſe Bedienung am Hofe verwaltete, im Jahr 1664. in ein hartes Gefängniß: und er entrann mit genauer Noth der grauſamſten Todesſtrafe. In dem folgenden Jahr ward durch einen einmüthigen Schluß aller Staatsbedienten das Geſetz der Chriſten für falſch und dem Reiche ſchädlich erklärt, und bey Leibes- und Lebensſtrafe verboten. Darauf folgten tauſend Leiden und Widerwärtigkeiten, die allenthalben den Chriſten und ihren Hirten zugefüget wurden. Dieſer entſetzliche

*) Man ſchreibt den Namen dieſes groſſen Kaiſers bald Kam-hi, bald Kang-hi. Ich muthmaſſe, daß dieſer Unterſchied daher komme, weil man anders ausſpricht, als man ſchreibet.

ſetzliche Sturm endigte ſich mit dem Jahre 1669. indem der Kronerbe ſelbſt ſich an das Ruder der Regierung ſetzte.

Der junge Kaiſer war ein Herr von ungemeinen Gaben des Geiſtes und des Gemüthes. Er liebte inſonderheit die Künſte und Wiſſenſchaften. Und das war der Grund des Glückes, deſſen die Kirche unter ſeiner langen und preiswürdigen Regierung genoſſen hat. Die meiſten Jeſuiten, die in China ſich aufhielten, waren in denen Theilen der Gelehrſamkeit, und in denen Künſten, die Kamhi hochſchätzte, erfahren. Er zog ſie daher an den Hof. Er bediente ſich ihrer Unterweiſung und ihres Rathes; er gab ihnen anſehnliche Ehrenämter und groſſe Beſoldungen: er vertrauete ihnen ſogar einen Theil der Regierung. Dieſe Gnade des Kaiſers gegen die Jeſuiten erwarb der Kirche allen den Schutz, deſſen ſie bedurfte, und beförderte ihr Wachsthum. Ihr blühender Zuſtand vermehrte ſich ungemein, da einige franzöſiſche Jeſuiten durch ihre angenehme Sitten, durch ihre Fertigkeit ſowohl in der Chineſiſchen, als in der Tartariſchen Sprache, durch ihre Erfahrung in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, durch ihre Staatsklugheit, durch ihre künſtliche Handarbeiten, durch ihre Arzneyen und andere Dinge das Herz des Kaiſers ganz an ſich zogen. Dieſe witzigen und ſcharfſinnigen Geiſtlichen wuſten die Neigungen und Abſichten des Monarchen bald zu erforſchen, und auf mancherley Weiſe ſo geſchickt zu unterhalten, und zu vergnügen, daß er ihrer nicht entbehren konnte. Sie waren ſeine Lehrer, die er täglich hörete, ſeine Freunde, ſeine Aerzte, ſeine Räthe, ſeine Mahler, ſeine Drechsler, ſeine

Uhrmacher, ſeine Stückgießer, ſeine Rechenmeiſter, ſeine Kalenderſchreiber, ſeine Feldzeuchmeiſter, und was waren ſie nicht an dem Hofe zu Pecking, ſo lang Kam-hi lebete?

Dieſer außerordentlichen Gnade ward der Glaube mit theilhaftig, den die Jeſuiten predigten, und die Gemeine, die ihn bekannte. Der Kaiſer gab ſeinen Lieblingen zu gefallen im Jahr 1692 das weltberufene Geſetz, worinn die chriſtliche Religion für gut und heilſam erklåret, und den Unterthanen vergönnet wird, dieſelbe anzunehmen. Er ließ eine Geſandſchaft auf ihr Anhalten an den Pabſt abgehen. Er bauete ihnen eine pråchtige Kirche in dem Bezirke ſeines Palaſtes. Er befahl allen Stadthaltern und Staatsbedienten, daß ſie ſich den Chriſten gefållig bezeigen ſollten. Er betrog die Hofnung der Jeſuiten nur in einem einzigen Stücke. Sie meyneten, ihn endlich zu bereden, daß er ein Chriſt würde, und er ſtårkete ſie durch ſeine Aufmerkſamkeit auf ihren Unterricht, durch das Lob, das er ihrer Lehre ertheilete, durch die groſſen Wohlthaten, die er ihnen, ihren Mitarbeitern, und ihren Jüngern erwies, in dieſer ſo ſüſſen Meynung. Allein er ſtarb doch im Jahr 1722 auſſer dem Schooſe der Kirchen. Kamhi war, ſo viel man aus allen ſeinen Handlungen abnehmen kann, derjenigen Lehre zugethan, die man unter den Tartaren den Glauben des groſſen Genghizkan zu nennen pfleget. Dieſer Glaube beſtehet aus wenigen Såtzen, die, wenn man das Gebot von der Feyer des Sabbats ausnimmt, mit den zehen Geboten Moſis ziemlich übereinſtimmen.

Bey dieſer äuſſerlichen Glückſeligkeit, in der die Chineſiſche Kirche unter der Regierung des Kam-hi lebte, blieb ſie innerlich zerrüttet und geſpalten. Die Jeſuiten fuhren fort, nach ihrer Weiſe zu bekehren: und die übrigen Geiſtlichen ſeufzeten über ſie, und predigten ein ganz anderes Evangelium. Daher entſtunden zwo Gemeinen, deren eine die andere verachtete und haſſete. Die Jeſuiter-Chriſten verehreten die Voreltern und den Konfuzius: die übrigen ſcheueten ſich vor dieſer Verehrung, als vor einer Art der Abgötterey. Dieſe ſahen iene für halbe oder falſche Chriſten an: iene hielten dieſe für einfältige Chriſten, und für muthwillige Verächter der Reichsgeſetze.

Dieſe Verwirrung konnte auf keine Weiſe gehoben werden, weil der letzte Beſcheid der heiligen Inquiſition die beyden ſtreitenden Theile in der Freyheit ließ, nach ihren Einſichten zu handeln. Die Dominikaner nebſt ihren Beyſtänden waren nicht mächtig genug, eine andere Verordnung auszuwürken; und die Jeſuiten waren zu vorſichtig, eine andere zu begehren. Jene duldeten alſo mit Wehmuth, was nicht zu ändern war, und warteten auf eine gute Gelegenheit, den Kampf wieder anzufangen, den ſie nicht fortſetzen durften. Dieſe gewünſchte Gelegenheit fand ſich in dem Jahre 1684.

In dem Jahre 1663. ward zu Paris eine Verſammlung von Prieſtern zum Dienſte der Heiden und Unglaubigen

gen geſtiftet. *) Die Mitglieder derſelben laſſen in einem dazu gewidmeten Hauſe junge Leute ſo erziehen, und unterweiſen, daß ſie als Boten Chriſti unter die Völker, die ihn noch nicht kennen, geſendet werden können. Und ſie ſelbſt ſchlagen dergleichen Geſandſchaften nicht aus, wenn ſie dazu von denen, die unter demſelben die Bekehrung der Heiden beſorgen, gerufen werden. Man kennet zu Rom dieſe Herren als eifrige, treugeſinnte, und unverdroſſene Männer; und deswegen werden ſehr oft aus ihnen diejenigen genommen, die man entweder als Biſchöfe, oder als Abgeordnete des Pabſts in die Länder der Ungläubigen ſchicken will. Von dieſen angeſehenen franzöſiſchen Prieſtern kamen einige in dem Jahre 1684. nach China. Der Vornehmſte derſelben war, Karl Maigrot, ein Doktor der Sorbonne, den der Pabſt mit der Würde eines apoſtoliſchen Vikarii beehret hatte, ein Mann, dem die Jeſuiten ſelbſt den Ruhm der Frömmigkeit und Aufrichtigkeit nicht abſprechen. Er wurde hernach Biſchof zu Ronen.

Kaum waren dieſe neuen Prediger des Glaubens in China angelanget, ſo ſchütteten die Dominikaner und ihre Beyſtände, ihre Klagen wider die Jeſuiten und ihre Chriſten, in ihren Schoos aus. Sie fanden Gehör und Mitleiden. Indeſſen übereilte man ſich doch mit dem Angriffe der Jeſuiten nicht. Maigrot und ſeine Amtsgenoſſen nahmen ſich einige Jahre Zeit, die Sachen gründlich zu unterſuchen,

*) Gallia Chriſtiana Tom. VII. p. 1039. Congregatio Sacerdotum externarum miſſionum

ſuchen, welche die Gemüther der Heidenbekehrer in China trenneten. Nach einer langen Prüfung traten ſie auf die Seite der Feinde der Jeſuiten, und erklärten ſich zuerſt, daß die beyden Chineſiſchen Wörter, Tien und Chang-ti, ungeſchickt wären, den wahren Gott, den die Chriſten anbeten, anzuzeigen, weil ſie nur den ſichtbaren Himmel bedeuteten: fürs andere, daß die Gebräuche, womit die Chineſer den Konfuzius und ihre Voreltern verehren, von keinem Chriſten mit unbefleckten Gewiſſen könnten verrichtet werden.

Dieſe Erklärung war die Loſung zu dem langen und heftigen Kriege zwiſchen den Jeſuiten und ihren Mitarbeitern in China, der bis auf unſere Zeiten unter mancherley Abwechslungen fortwähret. Maigrot ſparte keine Gründe und Vorſtellungen, die Jeſuiten umzuſtimmen, und auf ſeinen Sinn zu lenken. Allein wenn laſſen ſich Leute beugen, die das Herz des allergröſten Monarchen der Welt beſitzen, die in Ueberfluß, Würden und Anſehen leben, und noch dazu reicher, als andere, an Klugheit und Verdienſten zu ſeyn vermeynen? Die Jeſuiten blieben unbeweglich, und droheten mit der Ungnade des Kaiſers und des Pabſtes. Maigrot ließ ſich dadurch ſo wenig ſchrecken, daß er vielmehr muthiger ward, Er rückte in das Feld, und wagte im Jahr 1693 den Angriff.

Dieſes geſchah durch ein öffentliches Schreiben, worinn er, kraft des apoſtoliſchen Amtes, das er führete, den Chriſten und ihren Lehrern den Gebrauch der Namen Tien und

Chang-ti,

Chang⸗ti, und den Dienſt des Konfuzius und der Vorfahren, bey Strafe des Bannes unterſagte. Das war gewiß eine geiſtliche Heldenthat. Ein Fremdling, dem es an Geld und an Gönnern fehlet, der weder ein Biſchoff, noch ein Bevollmächtigter des Pabſtes iſt, erkühnet ſich, Leuten, die mit dem Herrn des Landes, wie mit einem Freunde, umgehen, ohne Anfrage bey ſeinem Herrn zu Rom, das Haupt zu bieten, und durch ein eigenmächtiges Geſetz einen Beſcheid der heiligen Inquiſition, den ein Pabſt beſtättiget hat, umzuſtoſſen! Der Religionseifer glaubt leicht, daß er an die ordentlichen Regeln nicht gebunden ſey: das iſt das einzige, das dieſen Mann entſchuldigen kann. Er ſahe ſelbſt wohl, daß ſein Verfahren einer ſtarken Vertheidigung bedürfte.

Daher ſendete er in dem Jahre, worinn er ſeinen Befehl hatte ausgehen laſſen, denſelben nach Rom, nebſt einem Schreiben an den Pabſt, und einer demüthigen Bitte, daß man zu Rom das Urtheil ſprechen mögte, ob er wohl oder übel gehandelt hätte. In dem Schreiben an den Pabſt verklagte er die Jeſuiten aufs härteſte, und verſicherte, daß Ihro Heiligkeit ſich der Thränen nicht würden erwehren können, wenn ſie die Greuel der Verwüſtung ſehen ſollten, die ſich mit dieſen Geiſtlichen in die Chineſiſche Kirche eingeſchlichen hätten.

Dieſen Papieren folgete in dem Jahre 1696 einer ſeiner Mitarbeiter, Namens Charmot, der ſeine Klagen und Bitten durch mündliche und ſchriftliche Vorſtellungen ſo nachdrücklich,

drücklich, als er konnte, unterſtützte. Er hielt bey dem Pabſte ſowohl, als bey dem Inquiſitionsgericht an, daß die Sache gehörig unterſuchet, und durch einen gerichtlichen Ausſpruch entſchieden werden mögte: und die Feinde der Jeſuiten, das heiſſet, eine ungemeine Menge angeſehener und geſchickter Leute in allen Ländern und Ständen der römiſchen Kirche, reichten ihm bey ſeinen Bemühungen freywillig die Hände.

Man zögerte einige Jahre zu Rom; ſonder Zweifel deswegen, weil die Jeſuiten alle ihre Kräfte und Freunde aufboten, die Unterſuchung zu verhüten. Endlich ließ ſich Innozenzius der zwölfte, der dazumal regierte, erbitten, und verordnete im Jahr 1699. einen Ausſchuß der gelehrteſten und vornehmſten Mitglieder des heiligen Officii, der dieſen Handel bedachtſam prüfen und beylegen ſollte. Allein er erlebete das Ende dieſes Geſchäftes nicht. Er ſtarb im Jahr 1700, da die Richter noch nicht weit in ihrer Arbeit fortgerücket waren.

Sein Nachfolger, Klemens der eilfte, befahl ſogleich, als er den Päbſtlichen Thron beſtiegen hatte, die Fortſetzung derſelben. Dieſer neue Pabſt liebete die Geſellſchaft der Jeſuiten mehr, als ſein Vorweſer. Und vielleicht hätte er ſie der Sorge für ein ungnädiges Urtheil überhoben, und die niedergeſetzten Richter auseinander gehen laſſen, wenn er ſeiner Neigung hätte folgen dürfen. Allein ein Pabſt kann das nicht ſtets, was er will und wünſchet. Dieſe Sache war zu wichtig, als daß ſie hätte bey Seite

geleget

geleget werden können. Die ganze römiſche Kirche war in Bewegung gerathen, und ganz Europa wartete mit Verlangen, auf welche Seite der Sieg fallen würde. Beyde Theile ließen ihr Recht durch die beredteſten und geſchickteſten Köpfe, die ſie hatten, in öffentlichen Schriften ausführen.

Die Geſellſchaft der Prieſter zu Paris, zu der Maigrot, Charmot, und die übrigen gehörten, die den Streit erneuert hatten, nahm ſich hitzig ihrer Mitglieder an, und ließ ein ſehr nachdrückliches Schreiben an den Pabſt drucken, das die Jeſuiten in China als Betrüger und Glaubensverfälſcher abbildete. Die Jeſuiten hingegen überreichten den Richtern eine Schrift, die nicht ohne Ehrerbietung konnte angenommen werden, und die allen mächtiger zu ſeyn ſchien, als alle Schriften und Anklagen ihrer Widerſacher. Der groſſe Kaiſer Kamhi ſtellte ein eigenhändiges Zeugniß aus, daß die Gebräuche, die Maigrot verworfen hatte, nichts als weltliche Ceremonien, und Staatsgewohnheiten wären, worauf ein Theil der Ruhe und Wohlfahrt ſeines Reiches beruhete. Und tauſend Chineſer, ſowohl Glaubige als Unglaubige, ſowohl Gelehrte als Ungelehrte, ſowohl Hohe als Niedrige, beſchworen die Schrift des Monarchen.

Hat jemals ein Beklagter einen größern Zeugen für ſich aufgeſtellet, und einen ſcheinbarern, und ehrwürdigern Beweiß geführet? Man muſte alſo der Sache ihren Lauf laſſen. Nach einer ſechsjährigen Berathſchlagung und Ueberlegung erfolgte endlich das Urtheil. Das heilige Offizium

zium ſprach am 20 Tage des Novembermonats im Jahre 1704. daß die beyden Chineſiſchen Wörter, Tien und Chang-Ti, nicht mehr von Gott ſollten gebrauchet, ſondern anſtatt derſelben das Wort Tien-Chu, welches Herr des Himmels heißet, eingeführet werden; daß die Tafeln, worauf mit Chineſiſchen Buchſtaben geſchrieben ſtehet: King Tien, ehre den Himmel, aus den Kirchen der Chriſten ſollten weggenommen werden; daß die Chriſten hinfüro denen Opfern, die im Frühjahr und Herbſt, wenn der Tag der Nacht gleich iſt, dem Konfuzius und den Voreltern gebracht werden, keinesweges beywohnen ſollten, daß ſie eben ſo wenig in den Häuſern oder Tempeln, die dem Konfuzius zu Ehren erbaut ſind, ſich einfinden ſollten, um dieſem Weltweiſen diejenigen Ehrenzeichen, die ihm alle Gelehrten des Reiches ſchuldig ſind, abzutragen, daß ſie den Dienſt, den die Chineſer ihren Vorfahren erweiſen, keineswegs in Zukunft leiſten ſollten, er mögte geſchehen wo, und auf welche Weiſe er wollte; daß endlich die ſogenannten Täfelchen der Voreltern, worauf mit Chineſiſchen Buchſtaben ſtehet: Der Sitz der Seelen oder des Geiſtes dieſes oder jenen, aus den Häuſern aller Chriſten ſollten weggeſchaft werden.

Dieſe ſtrengen Befehle wurden durch einige kleine Freyheiten vergütet. Es ward den Neubekehrten erlaubet, mit ihren Verwandten in den Sälen der Voreltern zu erſcheinen, und die Gebräuche, die daſelbſt verrichtet wurden, anzuſehen, ohne ſich derſelben auf einige Weiſe theilhaftig zu machen. Die Inquiſition hielte dafür, daß dieſes, um Haß und Feindſchaft von ſich abzuhalten, geſchehen könnnte,

 ſon-

ſonderlich wenn man vorher feyerlich bezeugete, daß man ein Chriſt wäre, und das, was vorgehen ſollte, misbilligte. Es ward weiter vergönnet, daß die Chriſten Tafeln der Voreltern in ihren Häuſern aufhängen mögten, worauf nichts mehr, als der Name des verſtorbenen bemerket wäre, und denen eine Erklärung an die Seite geſetzet würde, woraus man den Glauben der Chriſten von den Verſtorbenen erſehen könnte. Es ward endlich verſtattet, daß die Neubekehrten dieienigen alten Begräbnißgebräuche beybehalten mögten, die frey vom Aberglauben und von allem Scheine des Aberglaubens waren: wenn ſie ſich vorher von den Biſchöfen, und den übrigen Vorſtehern der Geiſtlichkeit hätten belehren laſſen, welche unter dieſen Gebräuchen für unſchuldig könnten gehalten werden. Dieſe geringen Vergünſtigungen reichten nicht zu, den Verdruß zu verſüßen, den die Jeſuiten über dieſen unerwarteten Ausſpruch empfinden muſten.

Schon zwey Jahre vorher, ehe dieſes Urtheil gefället ward, im Jahr 1702 hatte Klemens der eilfte einen Abgeſandten mit einer faſt unumſchränkten Vollmacht ernennet, der die neuen Gemeinen der römiſch catholiſchen Chriſten in Aſia, ſonderlich die Indianiſche und Chineſiſche, in ſeinem Namen beſichtigen, uud die in denſelben vorgefallene Streitigkeiten durch gute Geſetze und Ordnungen endigen ſollte. *) Dieſer war Carl Thomas von

*) Man kann ſeine Vollmacht und viele Nachrichten von ihm ſehen in das P. Norbert' Memoires Hiſtoriques ſur les Miſſions des Indes Orientales. Tom. I. p. III.

von **Tournon**, aus einem alten und hohen Piemonteſiſchen Hauſe, ein Geiſtlicher, der durch ſeine Frömmigkeit ſich am römiſchen Hofe in eine allgemeine Hochachtung und Liebe geſetzet hatte. Der Pabſt ſegnete ihn ſelbſt, damit er ſein hohes Amt mit deſto mehr Anſehen führen mögte, zum Patriarchen von Antiochia ein.

Man macht zu Rom faſt eben ſolche Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, als die Kaiſer und Könige ſind, die alle Wochen einige Stunden auf der Schaubühne regieren: ich will ſagen, ſolche, die nur gewiſſe Patriarchen, Erz- und Biſchöfe vorſtellen. **Tournon** war ein ſolcher Schein-Patriarche, der nirgend weniger zu befehlen hatte, als in der Stadt und in dem Gebiete, von dem er den Namen führete. Er gieng im Jahr 1703. am 5ten Tage des Hornungs zu Schiffe, und landete am 6ten Tage des Novembermonats in eben dem Jahre zu **Pondichery** auf der Küſte von **Koromandel.** Hier verweilete er bis zum 11 des Monats Julius in dem folgenden Jahre: und im Jahr 1705. kam er endlich in China an.

Die Jeſuiten empfiengen ihn mit allen den Ehrenbezeugungen, die ein Geſandter des Pabſtes von den Unterthanen ſeines Herrn erwarten kann. Sie thaten faſt noch mehr, als ſie ſchuldig waren. Sie verſchaften ihm einen Zutritt bey den Groſen des Hofes, und Gehör bey dem Kaiſer. Sie lieſſen ihn von den vornehmſten

ihrer Chriſten bey ſeinen öffentlichen Aufzügen begleiten. Sie verſchaften, daß der Kaiſer durch allerhand auſſerordentliche Gnadenzeichen, ihn von allen übrigen Abgeſandten unterſchiede.

Allein dieſer Sonnenſchein währete nur ſo lange, als ſie noch hoffeten, daß er zum wenigſten den Mittelweg zwiſchen ihnen und ihren Widerſachern halten würde. Da er ſich wider ſie erklärete, zog ſich ein erſchröckliches Ungewitter über ihn auf, und ein Donnerſchlag folgete dem andern. Tournon war von der Parthey derer, die man Strenge oder Rigoriſten in der römiſchen Kirche nennet, und alſo ein natürlicher Feind der Jeſuiten und ihrer Sittenlehre, die weich und lau-lich iſt. Daher war es leicht vorher zu ſehen, daß er den Chineſiſchen Jeſuiten, und Ihrer Art nicht ſchmeicheln würde. Er ließ ſich dieſes nicht lange nach ſeiner Ankunft deutlich merken: allein er hielte doch einige Zeit ſeinen Eifer im Zaum. Und ſo lange er vorſichtig war, blieben die Jeſuiten dienſtfertig, höflich und ehrerbietig. Seine Klugheit hörete auf, da er aus Europa Nachricht von dem Urtheil der Inquiſition wider die Jeſuiten bekam. Er gab im Jahr 1707. in der Chineſiſchen Stadt Nang-King eine ſtrenge Verordnung in dem Namen des Pabſtes heraus, die dem Ausſpruche des heiligen Officii vollkommen gemäs war, und bey Strafe des Bannes alles dasienige verbot, was in demſelben war verboten worden. Dieſer Streich erbitterte die Jeſuiten ſo,

daß

daß ſie ihn das Gewicht ihres Zorns nach ſeiner ganzen Schwere fühlen lieſſen. Zuerſt wendeten ſie, und die es mit ihnen hielten, ſich von ſeinem Befehle an den Pabſt: Dadurch machten ſie ſich von der Pflicht zu gehorchen loß. Darauf ſtellten ſie dem Kaiſer ſein Verhalten, als einen Eingriff in die Maieſtätsrechte, vor. Und man kann ſchwerlich in Abrede ſeyn, daß es in der That einem ſolchen Staatsverbrechen nicht unähnlich war.

Kam-hi hatte, wie wir oben berichtet haben, in einer eigenhändigen Schrift, die nach Rom war geſendet worden, die Jeſuiten vertretten und bezeuget, daß die Chineſer unter dem Wort Tien nicht den Himmel, ſondern den unendlichen Geiſt, der in dem Himmel wohnet, und die Welt beherrſchet, verſtünden, und daß die Gebräuche, welche die Jeſuiten verſtatteten, keine Religions-ſondern Staatsgebräuche, und uralte Reichsgewohnheiten wären. Und ein Fremder, ein Abgeſandter eines europäiſchen Biſchofes unterſtand ſich, öffentlich dem Kaiſer zu widerſprechen, und in ſeinem Reiche ohne ſein Vorwiſſen ein Geſetz zu geben, das den Unterthanen die Dinge verbote, die durch die Reichsgeſetze ihnen anbefohlen wurden. Wird das ein einziger König und Herr in der Welt ungeahndet laſſen?

Recht, dem Recht gebühret! Es iſt unſtreitig, daß Tournon, ſo gut, als er es auch meynete, die Grenzen der Klugheit, der Vorſichtigkeit, und der Ehrfurcht weit überſchritten habe. Tournon war, wann wir

 aufrich-

aufrichtig ſprechen ſollen, der Mann nicht, der ſo große und wichtige Dinge, als ihm anvertrauet waren, mit Ruhm und Nutzen verwalten konnte. Sein' guter Wille ward von einem blöden Geiſte und ſchwachem Verſtande regieret. Davon zeugen ſeine Schriften, Briefe und Verordnungen, die Norbert und andere haben drucken laſſen, gewiß und deutlich genug. Sie enthalten dürre und matte Gedanken, die durch hohe und prächtige Worte ſo aufgeblaſen werden, daß die Unachtſamen und Einfältigen ihre Dürre und Schwäche ſo leicht nicht merken können. Kam-hi ward unendlich entrüſtet, da er durch die Jeſuiten vernahm, daß der Europäer, dem er ſo viele Gnade hatte wiederfahren laſſen, Geſetze in ſeinem Reiche geben, ihn und ſeinen Ausſpruch meiſtern, und die Religion des Landes beſſer, als er verſtehen wollte. Er faſſete daher gleich einen ſcharfen Befehl ab, worinn allen römiſchen Geiſtlichen in China bey ſchwerer Strafe anbefohlen ward, nichts wider die Geſetze des Reiches und das alte Herkommen der Chineſer vorzutragen. Die meiſten gehorcheten. Die wenigen, die den Befehl des Patriarchen höher achteten, wurden eingeſperret, beſchimpfet, gezüchtiget und des Landes verwieſen. Dem Tournon ſelbſt ward angedeutet, ungeſäumet das Reich zu räumen, wo er nicht als ein Verächter der Maieſtät wollte beſtrafet werden. Er ließ ſich dieſen Bann nicht wiederholen: er eilete vielmehr nach Mackao, um daſelbſt zu Schiffe zu gehen, und dem Unwillen des Kaiſers und der Jeſuiten zu entfliehen.

Allein

Allein da er ſich zur Abreiſe rüſtete, beſann man ſich an dem Hofe zu Pecking, daß er ſonder Zweifel den Jeſuiten ein heiſſes Bad bereiten würde, wenn man ihm nach Rom zurückzukehren erlaubete. Daher lief ein neuer Befehl ein, daß man ſich ſeiner verſichern, und ihn ſo lange zu Mackao gefänglich verwahren ſollte, bis zween Jeſuiten, die der Kaiſer nach Europa geſendet hatte, wieder kommen würden. Der arme Tournon ward alſo aus einem apoſtoliſchen Geſandten und Geſetzgeber ein Chineſiſcher Staatsgefangener, und mußte vier Jahre in dem Hauſe des Biſchofs zu Mackao unter einer ſtarken Wache ſehr kümmerlich und traurig zubringen. Seine Feinde, die Jeſuiten, waren ſeine Hüter; werden dieſe ihr Amt nachläßig beobachtet haben? Man glaubet gern, daß die Leiden und Widerwärtigkeiten, die er in ſeinem Gefängniſſe ausgeſtanden hat, von den Widerſachern der Jeſuiten in etwas vergrößert werden. So unſinnig iſt dieſe Geſellſchaft nicht, daß ſie mit einem Abgeſandten des Pabſtes, wie mit einem Miſſethäter handeln ſollte. Und man würde es gewiß ihnen zu Rom nicht geſchenket haben, wenn ſie ihre Pflichten gegen ihn und den Pabſt ganz aus den Augen geſetzet hätten. Allein das iſt doch außer allem Zweifel, daß ſie die kleine Ehrerbietung, deren ſie ihn noch würdigten, durch allerhand Leiden, Verdrießlichkeiten und Arten der Beſchimpfung vergället, und ihm einen bittern Kelch nach dem andern voll eingeſchencket haben. *) Klemens

*) Man leſe nur die folgenden Worte, womit Klemens der eilfte das Elend, das Tournon hatte ertra-

mens der eilfte, der mit Beſtürzung das Unglück ſeines Abgeſandten erfuhr, wußte kein anderes Mittel, ihm ſein Elend zu erleichtern, als die Standes-Erhöhung. Er beehrte ihn in dem Gefängniße mit der Kardinalswürde, in der Hofnung, daß ſeine unbarmherzigen Wächter einem Kardinale freundlicher und ehrerbietiger begegnen würden, als einem Patriarchen. Allein man lachte zu Mackao über den neuen Kardinal, und über das Anſehen, deßen er ſich anmaßen wollte. Seine Plagen dauerten, bis er endlich in eine Krankheit verfiel, die am achten Tage des Monates Junius in dem Jahr 1711. ſeinem Leben ein Ende machte.

Die

ertragen müßen, beſchreibet. Innotuit nobis, quod Carolus Thomas Tournonius — tametſi tunc temporis in Ciuitate Macaonenſi, non quidem a Paganis, ſed ab Officialibus et Miniſtris Chriſtianis — multorum Militum diurna nocturnaque Cuſtodia, ut Captiuus detineretur, aliisquê accerbiſſimis et plane incredibilibus iniuriis et contumeliis, ipſis exhorreſcentibus Ethnicis, afflictus reperiretur nihilominus, und ſo weiter. So redet der Pabſt in der Bulle, worinn er am 15 Tage des Merzmonats in dem Jahre 1711 den Biſchof zu Mackao, der den Tournon ſehr vor andern geplaget hatte, in den Bann thut. Norbert Memoires Tom. I. p. 307.

Die Gegenparthey der Jeſuiten ſprengete in ganz Europa aus, daß er an den Würkungen des Giftes geſtorben wäre, welches ihm der Jeſuit Pereyra zu Pecking beygebracht hätte. *) Dieſe Zeitung kann, wie ich urtheile, für eine Verläumdung gehalten werden. Wozu wäre es nöthig geweſen, ihn zu Makao einzuſperren, und an ſeiner Reiſe zu verhindern, wenn man zu Pecking gewußt hätte, daß er den Tod in dem Buſen trüge. Die Bewegung des Schiffes und die Beſchwerlichkeiten der ſo langen Seereiſe würden die Würkung des Gifts beſchleuniget, und ihn bald aufgerieben haben. Unehre genug für die Jeſuiten, daß ſie den Vorwurf einer unerhörten Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit gegen einen Abgeſandten des Pabſtes, einen Kardinal und frommen Mann nicht ganz von ſich ablehnen können. Warum ſollen ſie noch dazu ohne Grund und Beweiß zu Mördern gemacht werden?

Der Leichnam des unglücklichen Kardinals ward nach einigen Jahren nach Europa übergeſchiffet und in Rom unter vielen Thränen und einem großen Mitleiden des Pabſtes und ſeines Hofes beygeſetzet. Klemens der eilfte hielte ihm eine denkwürdige Lob- und Trauerrede in der vollen Verſammlung der Kardinäle, worinnen er ihn als einen Heiligen und Martyrer beſchrieb.**) Und wären die Jeſuiten ohn-

*) Anecdotes de la Chine Tom. I. p. 88.

**) Sie ſtehet unter den übrigen Reden dieſes Pabſts und in des P. Norberts Memoires ſus les Miſſions Orientales Tom. II. p. 6.

ohnmächtiger an dem Römiſchen Hofe geweſen, als ſie waren, ſo wäre er vielleicht unter die Heiligen der Kirche aufgenommen worden.

Das Unglück des Kardinals Tournon beſſerte die verfallene Sache der Jeſuiten nicht: es verſchlimmerte ſie vielmehr. Der Pabſt hatte ſchon ehe er Nachricht von des Kardinals Gefängniſſe bekam, die von ihm herausgegebene Verordnung gut geheiſſen, und in allen Stücken beſtättiget: er muſte alſo auf dem Wege bleiben, den er angetretten hatte. Das heilige Officium verſammelte ſich demnach am 25 Tage des Septembermonats im Jahr 1710. in Gegenwart des Pabſtes, und faſſete einen neuen Schluß ab, oder bekräftigte und erweiterte vielmehr den alten. Es verwarf die ſogenannte Appellazion an den Pabſt, welche die Jeſuiten in China dem Geſetze des Cardinals entgegen geſetzt hatten; es befahl, daß es lediglich und ohne alle Ausnahme und Einwendung bey dem Urtheile von dem Jahr 1704, und bey der Verordnung des Kardinals Tournon bleiben ſollte. Es gebot endlich bey den ſchwerſten geiſtlichen Strafen, daß keine Schriften und Bücher wegen der Chineſiſchen Gebräuche ſollten herausgegeben werden, und erklärte diejenigen, die etwa zum Vorſchein kommen mögten, zum voraus für verbotene Schriften und Bücher. *) Das war klar und

*) Declaratio ſuper omnimoda ac inviolabili reſponſorum alias in cauſa rituum ſeu ceremoniarum Sinenſium a Sacra congregatione datorum et a Sanctiſſimo approbatorum

und ſtreng genug: allein es war nicht ſtark genug, die ſo mächtigen Jeſuiten zu zwingen. So lang auch die Hände der Päbſte ſind; ſo reichten ſie doch nicht bis an die Jeſuiten, die ihren Sitz zu Pecking, in dem Pallaſte des Kaiſers von China, haben.*) Man ſendete dieſen neuen und geſchärften Schluß unverzüglich an den Biſchof zu Pecking, der in der Stadt Linzingteou wohnet, und legte ihm auf, denſelben den Jeſuiten einhändigen zu laſſen. Er kam gegen das Ende des Jahrs 1713 an, und in dem Jenner des 1714. Jahres fertigte der Biſchof ſeinen Generalvikarius, Karl Kaſtorani, einen Franziskanermönch, an die Hofjeſuiten ab, ihn zu überliefern.

Kaſtorani trug ſein Gewerbe demüthig vor: und ward hochmüthig abgewieſen. Man ſagte ihm ohne Weitläuftigkeit, daß, wenn er das Herz haben würde, den mitgebrachten Befehl zu verleſen, oder ſonſt bekannt zu machen, man ihn bey dem Kaiſer angeben würde. Der Abgeordnete begriff, was dieſes heiſſen ſollte, und da er keine Luſt hatte, ein

batorum cum aliis ordinationibus. Feria V. d. XXV. Sept. 1710. Dieſes iſt der Titel des neuen Schlußes. Benedikt XIV. hat ihn ganz in ſeine letzte Bulle: Ex quo ſingulari etc. eingerücket

*) Nec decretum huiusmodi, ſo klaget der Pabſt in ſeiner eben angezogenen Bulle, ad difficiles animos ſubjiciendos valuit.

ein Martyrer zu werden, zog er in der Stille wieder ab, und war zufrieden, daß er mit einer kleinen Beſchimpfung davon kam. *) Die Jeſuiten beſchönigten dieſen abermaligen Ungehorſam mit allerhand Ausflüchten. Allein man war einmal zu Rom entſchloſſen, ihre Einwendungen zu verachten, und ihren Eigenſinn zu brechen. Klemens der eilfte ward auf die erſte Nachricht von dieſer abſcheulichen Widerſpenſtigkeit ſeiner ſonſt geliebten Söhne, wie er ſie nennet, ſo hitzig, daß er gleich zu der ſo berühmten Bulle: Ex illa die, Anſtalten machen ließ. Und man arbeitete ſo hurtig an derſelben, daß ſie ſchon am 19 Tage des Merzmonates in dem folgenden Jahre 1715 zum Vorſcheine kam.

Dieſe berufene Bulle iſt das in Aſia, was die Bulle eben dieſes Pabſtes, die Vnigenitus genennet wird, in Europa iſt. Dieſe wird von ihnen beſtritten. **) Dieſe hat das ganze

*) Karoli Kaſtorani Notae et obſervationes in Bullam Benedicti XIV. ſupra Ceremonias et ritus Sinicos p. 35. non ſine mei iniuria, ſagt der gute Mann, ad praedictum Dominum Epiſcopum redivi.

*) Sie hat dieſen Titel: Clementis Papae XI Praeceptum ſuper omnimoda, abſoluta, integra et inviolabili obſervatione eorum, quae alias a Sanctitate ſua in Cauſa rituum ſeu Ceremoniarum Sinenſium decreta fuerunt: cum reiectione quarumcunque rationum, ſeu excuſationum

ganze Römiſchkatholiſche Europa, jene hat das Römiſchkatholiſche Aſia verwirret. Beyde haben den Päbſten unglaubliche Koſten, Mühe und Unluſt verurſachet: und wo iſt das Ende dieſer Uebel?

Kein Pabſt iſt unglücklicher mit ſeinen Bullen geweſen, als Klemens der eilfte. Die Bulle: Ex illa die etc. iſt auf gewiße Weiſe das Gegentheil der Bulle: Vnigenitus etc. Sie erſetzet gleichſam durch ihren Eifer gegen die laulichte und rechte Sittenlehre der Jeſuiten das Aergerniß, das die Bulle Vnigenitus durch ihre Gefälligkeit gegen die Jeſuiten und ihre Lehre gegeben hat. Daher kommt es eben, daß ſie den Jeſuiten nicht weniger verdrießlich iſt, als die Bulle Vnigenitus den Janſeniſten.

Der Pabſt erzählet zuerſt in derſelben, was in der Chineſiſchen Streitſache bis dahin vorgegangen war: er ſtellet darauf mit Wehmuth die argliſtigen und mannigfaltigen Erfindungen vor, womit die Jeſuiten, die er doch nicht nennet, die letzte ſo klare und gemeſſene Verordnung des heiligen Stuhls zu entkräften ſich erkühnet hätten. Dieſem unerhörten Unfug will er mit einemmahle ein ewiges und unverrückliches Ziel ſetzen. Er befiehlt daher ſo bündig, als ein Pabſt befehlen kann, allen Geiſtlichen in China,

bey

tionum ad eiusmodi decretorum executionem declarandam allatarum, ac praeſcriptione formulae iuramenti per Miſſionarios illarum partium praeſentes et futuros hac in re praeſtandi.

bey Strafe des Bannes, den niemand, als der Pabſt ſelbſt, ohne nur in der letzten Todesſtunde, löſen kann, und den Mönchen inſonderheit bey Verluſt ihrer Stimme in den Klöſterverſammlungen, daß ſie die bisherigen Schlüſſe der Inquiſition und die Verordnung des Kardinals Tournon heilig und genau halten, und unter keinem Vorwand, er ſey welcher er wolle, übertretten ſollen. Er befiehlet weiter mit eben der Strenge und Vorſichtigkeit, daß alle Geiſtlichen, die nach China und andern Aſiatiſchen Ländern, verſendet werden, einen Eid ablegen ſollen, daß ſie ſich nach ſeinem Befehle, nichts davon ausgenommen, gehorſamlich richten wollen, und daß keiner, er ſey wer er wolle, zu der allergeringſten Amtsverrichtung, bevor er dieſen Eid abgeſchworen, gelaſſen werden ſolle. Der Eid ſoll noch darzu nicht allein mündlich geleiſtet, ſondern auch von einem jeden Geiſtlichen unterſchrieben werden: und alle dieſe eigenhändig von einem jeden unterzeichneten Schwüre ſollen nach Rom an das heilige Offizium eingeſendet werden. Der Pabſt befiehlt endlich mit einer Achtſamkeit und Schärfe, die ihres gleichen nicht hat, daß keine Rechtsbehelfe, keine alte Vergünſtigungen, keine allgemeine und beſondere Freyheiten und Rechte, keine Herkommen, keine Ausflüchte, ſie mögen ſchon erdacht ſeyn, oder noch erdacht werden können, etwas gegen die Verordnungen gelten ſollen, und daß ſie ein ewiges und unwiderrufliches Geſetz ſeyn und bleiben ſollen. Den Schluß machet ein ausdrücklicher Befehl, daß die Bulle allen und jeden Geiſtlichen, und namentlich den Jeſuiten zugeſtellet, und allenthalben bekannt gemacht werden ſolle. Der Eid, deſſen wir gedacht, darf nicht ganz herge-

hergeſchrieben werden. Der Schwörende verpflichtet ſich daß er der Bulle genau, unumſchränkt, unverbrüchlich und ohne alle Weigerung und Einwendung *) nachleben wolle, und erkennet, daß er der Strafen, womit dieſelbe drohet, würdig ſeyn werde, falls er ungehorſam werden ſollte.

Man wird ſchwerlich unter allen Bullen der Römiſchen Biſchöfe eine finden, die ſo genau und achtſam iſt abgefaſſet und ſo behutſam wider alle nur erdenkliche Ausflüchte und Einwendungen verwahret worden. Die Rechtsgelehrten, die daran gearbeitet, haben den ganzen Vorrath der Redensarten, womit ſie diejenigen im Zaume halten, die unter dem Scheine des Rechtens ſündigen wollen, erſchöpfet. Allein was iſt vor der Verſchlagenheit der Jeſuiten ſicher?

Dieſe erſchreckliche Bulle ward mit einem engliſchen Schiffe in der höchſten Stille nach China überbracht, und eher unter die Römiſchkatholiſchen Prediger in dem Reiche ausgetheilet, als die Jeſuiten von ihrer Ankunft etwas wuſten. Sie wäre gewiß von einem Kaiſerlichen Gegenbefehl bewillkommet, und mit Schimpf abgewieſen worden, wenn die Jeſuiten ihre Abſendung und Anweſenheit früher erfahren hätten. Allein ſie mußte ihnen doch, nach dem Befehl des Papſtes, feyerlich zugeſtellet, und in ihren Kirchen zu Pecking abgekündiget werden.

Das

*) Exacte, abſolute, inviolabiliter et absque ulla tergiverſatione.

Das war der Fall und das Unglück der Bulle. Der gute Kaſtorani nahm dieſes gefährliche Geſchäft auf Befehl ſeines Biſchoffes auf ſich, und verrichtete es zu ſeinem eigenen Unglücke glücklich. Er kam am 5ten Tage des Novembermonates im Jahr 1716 zu Peking an, und las an eben dem Tage in dreyen Kirchen der Jeſuiten ohne ſich vorher bey ihnen anzugeben, die mitgebrachte Bulle ab. Allein ſeine Mühe wurde ihm ſchlecht vergolten. An dem dritten Tage nach ſeiner Ankunft ließ ihn ein Staatsbedienter auf Befehl des Kaiſers mit neuen ſtarken und dicken Ketten, an dem Halſe, an den Händen, und an den Füßen ſchließen, und mit dieſer Bürde als einen Majeſtätsſchänder, der ſich vermeſſen hätte, fremde Geſetze in das Reich einzuführen, in ein finſteres Loch werfen. Sein Elend dauerte 17 Monate. Bald ward er in der Zeit auf gewiſſe Weiſe loßgelaſſen; bald wieder eingeſperret. Bald ward er nach Kanton verwieſen; bald nach Pecking zurück geholet. Bald gab man ihm zu eſſen: bald ließ man ihn lang hungern. Endlich ward er unter der Bedingung auf freyen Fuß geſtellet, daß er die Bulle zu ſeinem Biſchofe mit zurücke nehmen, und ſich nicht unterſtehen ſollte, dieſelbe ferner auszubreiten *)

Dieſes Exempel ſchützete nur die Hauptſtadt des Reiches vor dem Donner der Bulle. Damit ſie aber in dem Reiche nichts mehr ausrichten mögte, ließ der Kaiſer durch einen harten Befehl allen Römiſchkatholiſchen anſagen, daß er ſie insgeſamt aus ſeinen Ländern jagen, und alle bekehrte Chi-
neſer

*) Kaſtorani notae in Bullam Benedicti XIV. §. II. p. 35 etc.

neſer ohne Unterſcheid hinrichten würde, wenn ſie dem Pabſte mehr als ihm gehorchen, und die Römiſchen Geſetze vollziehen würden. Und es blieb nicht bey dem Drohen und Schrecken. Man wieſe wirklich an einigen Orten, daß man es ernſtlich meynte, und den Ungehorſam nicht unbeſtraft laſſen wollte.

Die wahren Stifter dieſer und vieler andern Unfälle, die der Hof über die Kirche in China verhängte, ich meyne die Jeſuiten, beweineten aber dieſelbe eben ſo, wie diejenigen, die ſie fühleten. Wie ſchmerzt es uns, ſo ſchrieben, ſo redeten ſie, wie ſchmerzt es uns, daß man zu Rom ſich von unverſtändigen und unerfahrnen Leuten regieren läſſet, und Bullen nach China ſendet, die den Garten des Herren verheeren müſſen? Wenn wird der Pabſt, wenn werden unſere Feinde, die er leider! höret, aufwachen, und klug werden? Wird dieſes vielleicht nicht alsdenn erſt geſchehen, wenn es zu ſpät ſeyn wird? Wir waſchen unſere Hände; wir haben unſere Seelen errettet; das Blut der armen Chriſten in China, die vielleicht dieſer Bulle wegen werden in die Hände des Henkers geliefert werden, kommt über die Räthe, die ſie angegeben haben? Was thun wir Armen nicht, um das Herz des Kaiſers zu beſänftigen? Wie flehen, wie beten wir nicht? allein er iſt unerbittlich, wenn es auf Sachen ankommt, die ihren Grund in den alten Reichsgeſetzen haben.

Alle dieſe Klagen befreyeten doch die Geſellſchaft von der Schuldigkeit nicht, der Bulle und ihren Verordnungen ſich

zu unterwerfen. Die Unterthanen des Pabſtes, und keine mehr, als die Jeſuiten, ſind verbunden, den Befehlen deſſelben zu gehorchen, wenn gleich Unglaubige und alle Könige der Erden es verbieten. Was würde daraus werden? und wo würde die Ehre des Statthalters Chriſti bleiben, wenn die Drehungen und Geſetze der heidniſchen Könige ſeine Apoſtoliſchen Gebote zernichten und aufheben könnten? Die Jeſuiten konnten daher ihren Ungehorſam mit dem Kaiſer in China nicht entſchuldigen: ſie muſten einen andern Vorwand haben. Wo war dieſer in einer ſo ſtrenge verwahrten und ſo genau abgemeſſenen Bulle zu finden, als diejenige iſt, die Ex illa Die genennt wird?

Die Scharfſinnigkeit der Jeſuiten überwindet alles. Was ſie in der Bulle ſelbſt nicht antreffen konnten, das zeigte ſich ihnen in dem Titel der Bulle. Sie führet die Ueberſchrift: Praeceptum de omnimoda u. ſ. w. An dieſem einzigen Worte hatten die Jeſuiten ſo viel, als ſie brauchten, die Bulle mit Ehre auf die Seite zu legen. Ein praeceptum ſagten ſie, oder ein Gebot iſt kein Geſetz. Der Pabſt ſelbſt nennet ſeine Bulle nur ein Gebot. Ein ſolch geiſtliches Gebot iſt aller Ehren werth: allein es iſt doch kein Glaubensgeſetz, dem man nicht widerſprechen darf, und das ſchlechterdings muß erfüllet werden. Es iſt alſo nicht nöthig, daß wir uns ſo genau an die Bulle halten. Dieſer Kunſtgrif der Jeſuitiſchen Klugheit wird vielen eine Verleumdung zu ſeyn ſcheinen. Allein er wird durch einen Zeugen bewähret, wider den keine Ausnahme gilt, und den die Jeſuiten ſelbſt nicht ausſchlagen könnten. Der

Pabſt Benedikt der vierzehente berichtet das, was ich erzählet habe: und ich gebe ſeine eigene Worte zu leſen, damit ich allen Zweifel erſticken möge. *)

Es iſt leicht zu erachten, wie beſtürzt man zu Rom geworden ſey, da man dieſe unverhoften, und unangenehmen Zeitungen aus China erhielte. Man ſahe leicht, daß man umſonſt befehlen, und nie mit den Jeſuiteu auskommen würde, wo man nicht das Gemüth des Kaiſers gewönne, und von demſelben ein freyes Geleit für die angefochtene Bulle erbäte. Der Pabſt beſchloß daher, eine neue Geſandtſchaft an den Kaiſer zu ſchicken, und ihn zu bitten, daß er ſeinen Predigern erlauben mögte, ſich nach ſeiner Bulle zu richten. Der Geſandte war ein Mayländer, **Karl Anton Mezzabarba**, der als Biſchof zu **Lodi** vor einigen Jahren geſtorben iſt. Der Pabſt ernennete ihn zum Patriarchen von Alexandrien, damit er mit deſto mehr Glanz und Anſehen in China erſcheinen könnte. Er gieng am 25 Tage des Merzmonats in dem Jahre 1720 zu **Liſſabon** zu Schiffe,

 landete

*) Seine Worte in der Bulle: Ex quo ſingulari etc. ſind dieſe: Nihilominus inobedientes et captioſi homines exactam eiusdem Conſtitutionis (Clementis XI.) obſervantiam ſe effugere poſſe putarunt, *ET Ratione, quod illa Praecepti Titulum praefert*, quaſi vero non indiſſolubilis legis, ſed praecepti mere eccleſiaſtici vim haberet.

landete am 26 Tage des Septembermonats in eben dem Jahr zu Makao an, und reiſete am 13 Tage des Chriſtmonats in dem folgenden Jahre 1721 mit dem Leichnam ſeines Vorweſers, des Kardinals Tournon, wieder ab. Man hat erſt lange nachher eine umſtändliche und zuverläßige Nachricht von den Verrichtungen, Leiden und Gefährlichkeiten dieſes zweiten Päbſtlichen Abgeſandten erlanget, die ſein Beichtvater und Reiſegefährte der P. Viani, ein Servitormönch auf ſein Geheiß aufgeſetzt hat,*) vorher wußte man nichts mehr

*) Iſtoria delle Coſe operate nella China de Monſignor Gio. Ambroſio Mezzabarba, Patriarca d' Aleſſandria, Legato Apoſtolico, in quell' Impeto et di preſente Sacovo de Lodi. Scritta dal Patre *Viani* ſuo Confeſſore e Campagno nella predetta Legazione. Opera data adeſſo la prima volta alla luce. In Parigi. Appreſſo Monſu Briaſſon. Con Privilegio 1739. 256 Seiten in 8. Obgleich Paris auf dem Titel ſtehet, ſo iſt doch das Buch ſonder Streit in Italien heimlich gedruckt worden. Der Herausgeber nennet ſich Anatolio Piſtofilice. Man kann einen ſtarken Auszug aus demſelben leſen in der Biblioth. raiſonneè Tom. XXV. P. I. p. 101 und P. II. p. 326. Der P. Norbert hat auch neulich weitläuftig von dieſer Geſandſchaft gehandelt in ſeinen Memoires ſur Miſſions Orientales Tom. II. pag. 256 etc.

mehr davon, als daß der Mezzabarba ſich vorſichtiger gehalten, und glücklicher heraus geholfen, als Tournon, und daß er die Bulle Klemens des eilften in einigen Dingen nach dem Sinne der Jeſuiten erkläret und gemildert hätte. Der Geſandte war für dieſesmal beſſer ausgeſuchet, als das erſtemal. Mezzabarba war ein geſunder und witziger Kopf, ein verſchlagener, feiner und der Welt kundiger Italiäner, der in den gefährlichſten Umſtänden ſeiner mächtig blieb, und nichts ohne Ueberlegung ſprach; der ſeiner Würde nichts vergab, und dabey der Ehrfurcht gegen die Perſon des Kaiſers nichts entzog; muthig gegen die Jeſuiten, demüthig gegen den Herrn des Landes und ſeine Gewaltigen. Der Kaiſer ließ ihn ſehr gnädig empfangen, und gab ihm oft Gehör. Allein bey aller Ehre, die ihm widerfuhr, ſchwebte er ſtets in Angſt und Lebensgefahr. Er ſagte ſelbſt in ſeinem Hirtenbriefe, deſſen wir bald erwähnen werden, daß er mit Furcht und mit groſſen Zittern in China gelebet habe.*) Und wenn er in der gröſten Noth den Jeſuiten nicht endlich eröfnet hätte, daß er Vollmacht hätte, einige günſtige Erklärungen der ihnen ſo gehäßigen Bulle beyzufügen, ſo mögte er vielleicht entweder dem Gefängniſſe, oder gar dem Tode nicht entgangen ſeyn.

Ein iedes Gehör, das ihm der Kaiſer ertheilte, war eine neue Marter für ihn. Kam-hi, der ſehr aufgeweckt, ſinnreich und zur Spötterey geneigt war, lachte oft bitter

*) Quia non ſapientiam huius Saeculi locuti fuimus, in timore et tremore multo fuimus apud vos.

über den Geſandten, den Pabſt, den Römiſchen Glauben und die Bulle, und zürnete heftig über den Tournon, Maigrot und die andern, die den Jeſuiten ſich widerſetzten: und Mezzabarba durfte die Kaiſerlichen Spott- und Drohworte nicht anders, als mit der äuſſerſten Demuth, und Vorſichtigkeit beantworten. In der Hauptſache, weßwegen er abgeſendet war, ward gar nichts von ihm ausgerichtet. Der Kaiſer ſchrieb unter die Bulle, mit rother Dinte ſein ſogenanntes Ci, oder ſeinen Machtſpruch über dieſelbe, und der lautete ſchlecht genug. Die Bulle, ſchrieb er, geht, meines Erachtens, keine andere an, als die gemeinen Europäer, und trift die groſſe, und ehrwürdige Lehre der Chineſer nicht. Sie enthält viele ungereimte und falſche Dinge: und es wird das Beſte ſeyn, damit die Händel einmal zum Ende kommen, daß wir den Europäern verbieten, ihr Geſetz in unſerm Reiche zu predigen.

Dem Geſandten blieb bey dieſem ſo ungnädigen Urtheil nichts anders übrig, als die unterthänigſte Bitte, daß es ihm erlaubt werden mögte, nach Europa zurück zu kehren, und dem Pabſte des Kaiſers Geſinnung und Willen zu hinterbringen. Dieſes ward ihm endlich, nachdem er noch einige Zeit auf mancherley Weiſe, ſowohl von den Jeſuiten, als von dem Hofe war geplaget worden, verwilliget.

Mezzabarba muſte ſich noch ſechs Monate nach ſeiner Wiederkunft von Pecking zu Makao aufhalten, ehe er abreiſen konnte. Einen Theil dieſer Zeit wendete er an, den berühmten Hirtenbrief an die römiſche Geiſtlichkeit in China

China aufzuſetzen. Dieſe Schrift enthält nemlich die acht Vergünſtigungen oder die Einſchränkungen der Bulle: Ex illa die etc. unter deren Schutz die Jeſuiten die Bulle frey und ungehindert eine gute Zeit übertretten haben. Ich will, wie es ſich mit dieſen Freyheiten verhalten, aus dem Munde, oder vielmehr aus der Feder des Pabſtes Benedikt des vierzehenten erzählen, der ſie wieder aufgehoben hat. Man hat zu Rom, da ſich Mezzabarba zu ſeiner Reiſe ſchickte, einige Zweifel und Fragen über die Handhabung der Bulle: Ex illa die etc. zween Männern vorgeleget, die eine lange Zeit in China geweſen waren. Vermuthlich waren dieſe beyden Männer ein Paar Jeſuiten. Der Pabſt nennet weder ihren Namen, noch ihren Orden. Er ſcheinet unwillig auf ſie zu ſeyn: und verbirget doch ſeinen Unwillen. Sie ertheilten auf die Fragen und Zweifel, die man ihnen aufgegeben hatte, eine Antwort: und man ſendete dieſelbe dem Geſandten, der ſchon abgereiſet war, nach, damit er ſich derſelben, wie es die Umſtände der Zeiten und der Dinge erfordern würden, bedienen könnte.

Der Pabſt redet ſehr verdeckt und dunkel: er fürchtet ſich, das Geheimniß dieſer Fragen und Antworten zu offenbaren. Allein man ſieht ohne langes Nachſinnen, was er ſagen will. Die Jeſuiten, denen bey der neuen Chineſiſchen Geſandſchaft das Herz ſchlug, wuſten es durch ihre Gönner zu vermitteln, daß jemand gewiſſe Zweifel und Gewiſſensfragen über die Bulle aufwarf, und daß dieſelbe der Entſcheidung zweener von ihren Mitbrüdern, oder Freunden übergeben wurden. Man wird die Zweifel ſowohl als die

Antworten auf dieſelbe aus den Vergünſtigungen des Mezzabarba leicht erachten können. Man wuſte hernach den Pabſt zu bereden, daß es rathſam ſeyn würde, dieſe Antworten und Fragen dem Geſandten nachzuſchicken, und ihm die Vollmacht zu ertheilen, daß er ſie im Falle der Noth brauchen, und die Strenge der Bulle mildern könne.

Der Pabſt war indeſſen doch ſo vorſichtig, daß er dieſe Schrift weder beſtättigte, noch etwas derſelben beyfügte. Dadurch behielte, wie Benedikt der vierzehente ſaget, der Apoſtoliſche Stuhl das Recht, den Innhalt derſelben, wie es ihm gut dünken würde, entweder zu billigen, oder zu verwerfen. Mezzabarba hielte lange genug an ſich, ehe er mit ſeiner geheimen Vollmacht herausrückete. Er drang, ſo lange er konnte, ſtark darauf, daß die Bulle ohne alle Ausnahme und Einſchränkung angenommen und ausgeübet werden müſte. Allein da ihm der Hof ſowohl als die Jeſuiten ſo zuſetzeten, daß er ſeines Lebens nicht mehr ſicher war, ließ er ſich von der Angſt überwinden, und geſtand, daß er einen Befehl des Pabſtes bey ſich führete, die Bulle in einigen Dingen zu lindern.

Man hielte ihn bey ſeinem Worte: und er muſte daher als er nach Mackao kam, die Zuſage, die er zu Pecking gegeben hatte, erfüllen. Die Jeſuiten würden ihn, ſo wie ſeine Vorweſer, haben einſperren laſſen, wenn er ſich geweigert hätte. Benedikt der vierzehente ſagt dürr und rein heraus, daß man ihn ſo lange gepeiniget habe, bis er ſich

ſich bequemet hätte, das zu thun, was man von ihm haben wollte. *)

Sein Hirtenbrief an die Römiſche Geiſtlichkeit in China, der am 4ten Tage des Novembermonates im Jahr 1721. zu Makao iſt gegeben worden, hebet ſich mit einer bittern Klage über ſeine Leiden und Trübſalen an, die ihm in China begegnet waren. Auf dieſelbe folget eine bewegliche Ermahnung an die Geiſtlichen, Frieden zu halten, und den Befehlen des heiligen Stuhles zu gehorſamen. Dieſe Befehle, füget er hinzu, ſtehen in der Bulle des Pabſtes, und ich kann und will der Kraft derſelben nicht das allergeringſte entziehen. Allein da doch über einige Chineſiſche Gebräuche Zweifel entſtanden ſind, ſo will ich etliche Stücke anmerken, die zugelaſſen werden können.

Zuerſt erlaubet er alſo den Chineſiſchen Chriſten, daß ſie in ihren Häuſern Tafeln mit den Namen ihrer Voreltern aufhängen, und ſich ihrer bedienen können: allein es ſoll denſelben eine Erklärung an die Seite geſetzet, und ſie ſollen ohne Aberglauben verfertiget werden. Er erlaubet für das andere, alle Chineſiſchen Gebräuche gegen die Verſtorbenen, die nicht abergläubig und verdächtig ſind. Er erlaubet für das dritte den Dienſt des Konfuzius in ſo weit als er weltlich iſt, und inſonderheit, daß man vor den Tafeln, worauf nichts mehr, als ſein Name ſtehet, und denen

*) In iis anguſtiis ſe poſitum intellexit, ut coactus fuerit in publicum emittere — permiſſiones octo.

eine Erklärung beygefüget iſt, räuchern, Lichter anzünden, und Speiſen hinſetzen könne. Er erlaubet viertens, daß man bey den Leichen Räuchwerk und Lichter opfern könne, wenn nur in einem beygelegten Zettel die wahre Meinung der Opfernden angezeiget wird. Er erlaubet fünftens, daß man vor den Tafeln des Konfuzius, und der Voreltern, wie auch vor den Särgen der Seinen niederfallen dürfte. Er verſtattet ſechſtens, daß man zu Ehren der Verſtorbenen vor dem Sarge und vor ihrer Tafel Tiſche mit Zuckerwerk, Früchten, Fleiſch, und andern Speiſen aufſtellen könne, wenn nur der Unglaube davon bliebe. Er vergönnet ſiebentens, daß man vor der Tafel die Koten genennet wird, ſowohl an dem neuen Jahrs-Tage, als zu andern Zeiten ſich niederwerfen dürfe. Er erlaubet zuletzt, daß man vor dieſen Tafeln Lichter und Weihrauch anzünden, und bey den Gräbern Tiſche mit Speiſen aufſtellen dürfe.

Was konnten die Jeſuiten mehr verlangen? Was konnte mehr zum Nachtheil und zur Entkräftung der Bulle erlaubet werden? Der Geſandte ſahe dieſes, und wollte, daß zum wenigſten die Schande des Pabſtes und ſeines Geſetzes der Welt nicht ſo klar in die Augen fallen ſollte. Daher verbot er an dem Schluße ſeines Schreibens allen Geiſtlichen in China überhaupt, und den Jeſuiten inſonderheit bey Straffe des Bannes, weder ſein Schreiben in das Chineſiſche und Tartariſche zu überſetzen, noch jemanden außer denen, die als Prediger nach China kämen, bekannt zu machen. Die Vergünſtigungen, die das Schreiben enthielte, konnten nicht ganz zurück gehalten werden: allein es ward

doch befohlen, daß man ſehr bedachtſam mit denſelben haushalten, und ſie bis auf den höchſten Nothfall ſparen ſollte.

Klemens der eilfte hatte ſchon die Welt geräumet, da Mezzabarba nach Rom zurücke kam: und Innozenzius der dreyzehente regierte an ſeiner Stelle. Dieſer neuerwählte Statthalter Chriſti ergrimmete, als ihm der Geſandte von dem fruchtloſen Ausgange ſeiner Verrichtungen, und von den Leiden und Gefahren, die er erduldet hatte, Bericht abſtattete. Seine erſte Hitze gieng ſo weit, daß er ſich vornahm, die Geſellſchaft der Jeſuiten ganz abzuſchaffen. Dieſes heftige Feuer ward durch die Vorſtellungen einiger verſtändigen Männer gedämpfet: allein es konnte nicht ganz gelöſchet werden. Der Pabſt befahl dem General des Ordens, alle Jeſuiten aus China zurück zu rufen, damit die Widerſpenſtigen nach Verdienſte beſtrafet werden könnten, und verbot, bis auf weitern Beſcheid, die Geſellſchaft mit neuen Gliedern zu vermehren.*) Was war bey dieſen Umſtänden zu thun? Man muſte Gehorſam verſprechen, und ſich mit der Hofnung tröſten, daß die Zeit ein Mittel gegen dieſe Noth mit ſich bringen würde: und ſie brachte es, ehe man es vermuthete.

Innozenzius erledigte durch ſeinen Tod nach einigen Jahren den Stuhl Petri, und zugleich das bedrängte Herz der Jeſuiten. Sein Nachfolger der fromme und ehrliche Pabſt, Benedikt der dreyzehente ließ mit ſich leichter han-

*) Iournal univerſelle Tom. VII. p. 460.

handeln. Man gab ihm gute Worte, und verhieß alles, was er verlangte. Er glaubte alles, was man ihm zuſagete: damit rückte alles bey den Jeſuiten in ſeine vorige Ordnung, und die Chineſiſche Sache, die den Vertrauten des guten Pabſtes nichts einbrachte, blieb eine geraume Zeit liegen.

Indem dieſes zu Rom vorgieng, verlohr die Kirche in China ihren Schutz, und mit demſelben alle ihre Glückſeligkeit und Ruhe. Der große Kaiſer Kamhi, der Freund und Schützer der Jeſuiten, ſonderlich der franzöſiſchen, ſtarb am 20 Tage des Chriſtmonats im Jahre 1722, und ſetzte ſeinem vierten Sohn Yongtching vor ſeinem Ende die Krone auf, die er verlaſſen muſte. Die Kaiſer von China haben das Recht, nach den uralten Reichsgeſetzen, diejenigen unter ihren Kindern zu ihren Nachfolgern zu erkieſen, die ihnen die tüchtigſten zu ſeyn ſcheinen, das Volk weis und glücklich zu regieren. Zu der Wahl des Yong-Tching trugen die Jeſuiten, die das Herz ſeines Vaters zu lenken wuſten, kein geringes bey. Er ließ ſo viele Neigung gegen die Jeſuiten und gegen die Chriſten blicken, daß ſie mehr von ihm, als von allen übrigen Söhnen des Kaiſers hoffeten.

Allein dieſe Hofnung verblühete, ſo bald er den Thron beſtieg. Man bewunderte an ihm die meiſten der groſſen Eigenſchaften, die ſeinen Vater geſchmücket hatten, und vermiſſete unter denſelben die Gefälligkeit gegen die Jeſuiten und ihren Glauben. Yong-Tching fuhr fort, dieſe Geiſtlichen als geſchickte Künſtler, Mahler, Uhrmacher, Sternſeher, Feldmeſſer, und Aerzte zu lieben, zu beſolden, und an

ſeinem Hofe zu behalten. Allein er theilte weder ſeine Regierungsſorgen, noch ſeine Zeit und ſein Herz mit ihnen. Sie blieben in ſeinem Palaſte; allein nur als Arbeiter und Bedienten, deren man gewiſſer Bequemlichkeiten und Ergötzungen halber nicht wohl entrathen kann. Daher fiengen ſich diejenigen unter den Chineſern an zu regen, die ihren Haß gegen die Chriſten und ihren Glauben unter der vorigen Regierung hatten verſtecken müßen. Und ſie fanden mit ihren Vorſtellungen bey dem Kaiſer das Gehör, das ſie wünſcheten.

Yong-Tching wiederrief das Gebot, das ſein Vater zum Vortheil der chriſtlichen Religion gegeben hatte, ehe man es meinete, verbot ſeinen Unterthanen, das Geſetz der Europäer anzunehmen und erlaubte ſeinen Stadthaltern und Staatsbedienten, die Chriſten zu verfolgen, und ihre Kirchen nieder zu reiſſen. Es iſt nicht nöthig, hinzu zuſetzen, daß ſie ſich dieſer Erlaubniß bedienet haben. Was geſchieht insgemein, wenn dem blinden Religionseifer nach einem langen und beſchwerlichen Zwange der freye und ungehinderte Lauf gegönnet wird? Der Kaiſer ſtellete ſich ſelbſt an die Spitze der Feinde des Chriſtenthums, und munterte ſie durch ſein Exempel auf. Er ließ alle Römiſche Geiſtlichen in China aufſuchen, und in den beyden Städten Kanton und Peking verwahren, damit ſie nicht ferner ausgehen und predigen könnten. Da er hernach vernahm, daß ſie an dieſen beyden Oertern ihre Amtsverrichtungen in der Stille zu treiben fortfuhren, ſchränkte er ihre Freyheit noch viel enger ein. Endlich verwieſe er ſie alle mit einander,

die

die Jeſuiten ausgenommen, die in Peking lebeten, nach der kleinen Stadt Makao, die auf gewiſſe Weiſe unter den Portugieſen ſtehet, und an den äuſſerſten Enden des Reiches an der Seeſeite lieget.

Die Jeſuiten, die dieſes groſſe Ungewitter am wenigſten beſchwerete, weil ſie mehr konnten, als predigen, Meſſe leſen, und Beicht hören, ließen keine Gelegenheit vorbeygehen, die Ungnade des Kaiſers zu hemmen, und für ihre Glaubensbrüder zu ſprechen: allein ſie wurden ſtets gnädig abgewieſen, und muſten ſich damit begnügen laſſen, daß man ihnen durch die Finger ſahe, und ſie in ihren geiſtlichen Arbeiten am Hofe und in der Hauptſtadt nicht ſtöhren wollte. Die Widerſacher der Jeſuiten ſchieben die Schuld dieſer Verfolgung auf ſie, und geben vor, daß ſie eine geheime Verſchwörung wider den Kaiſer angeſponnen, und dadurch ſein Gemüth zum Zorn wider die Chriſten gereitzet haben.

Dieſes ſcheinet ganz unglaublich zu ſeyn. Sollte der Kaiſer diejenigen, die ihm nach dem Leben und der Krone geſtanden hatten, am Hofe behalten und vor allen ihren Amtsbrüdern begnadiget haben? Die Jeſuiten hergegen leiten dieſes Unglück von der Bulle Ex illa die her. Dieſes ſcheinet in einem gewiſſen Verſtande glaublicher, als jenes zu ſeyn. Es kann ſeyn, daß Yong-Tching verdrießlich über die Händel geworden iſt, die unter den römiſchen Geiſtlichen und ſeinen chriſtlichen Unterthanen der Bulle wegen entſtanden waren, und allen ferner zu beſorgenden Unruhen

hen durch die Verbietung des Glaubens der Chriſten habe vorbeugen wollen.

Die Verfolgungen pflegen insgemein, wo nicht einen Frieden doch einen Stillſtand in den geiſtlichen Kriegen zu ſtiften. Der äuſſerliche Feind, der beyden ſtreitenden Theilen zuſetzet, vereiniget die Gemüther derer, die unter ſeiner Gewalt leiden, viel glücklicher, als alle Mittler und Geſetzgeber, weil er die Achtſamkeit, die ſie ſonſt auf einander gewendet hätten, allein auf ſich ziehet, und den überflüßigen Muth in Furcht und Zaghaftigkeit verkehret. Allein dieſe ordentliche Frucht der Leiden und Widerwärtigkeiten folgete in der Chineſiſchen Kirche nicht. Der Krieg unter ihren Lehrern ward eben ſo eifrig und munter fortgeſetzet, da ſie eingeſchloſſen und von ihren Todfeinden belagert waren, als er zu den Zeiten der Freyheit und der Ruhe war geführet worden. Die Vergünſtigungen des Mezzabarba, welche die Wunden der Gemeine heilen ſollten, vergrößerten dieſelben. Die Gegenparthey der Jeſuiten verhielte ſich gegen dieſelbe eben ſo, wie die Jeſuiten gegen die Bulle, und wollte ſie durchaus nicht annehmen, und für gültig erkennen. Der Biſchof von Lorima, Franz Sarazeni, ließ ſogar einen Hirtenbrief herumgehen, worinn er bey Strafe des Bannes verbot, dieſelbe zu beobachten und einzuführen.*)

Wie blenden die Gemüthsbewegungen die Menſchen? Heiſt das nicht thun, was man den Jeſuiten ſo bitter und hitzig aufrückete? Man fluchete den Jeſuiten, weil ſie den Befeh-

*) Kaſtorani obſervat. in Bullam Benedicti XIV p. 40.

Befehlen des Tournon und des Maigrot nicht gleich hatten gehorſamen wollen. Und war Mazzabarba nicht eben ſo viel, als Tournon, und mehr, als Maigrot? Waren denn ſeine Vergünſtigungen nicht eben der Ehre werth, die den Befehlen des Tournons und des Maigrots gebühret? Dieſer unbedachtſame Eigenſinn entzündete die Galle der Jeſuiten ſo, daß ſie ſich unvorſichtig in eine neue Sünde ſtürzeten, die alle ihre alte Miſſethaten erfriſchete und ihre Sache in Rom völlig verdarb. Mezzabarba hatte nachdrücklich verboten, daß man weder ſeinen Hirtenbrief überſetzen, noch die darinn ertheilten Freyheiten kund machen ſollte. Die Jeſuiten erkühneten ſich, dieſes Verbot zu verachten. Sie ließen ſeine Vergünſtigungen allenthalben unter den Chineſiſchen Chriſten austheilen, und ſuchten ſie denen, die ſie verwarfen, mit allen ihren Kräften aufzubringen; dazu waren ſie des Beyſtandes eines angeſehenen Biſchofes benöthiget. Und den erhielten ſie von dem neuen Biſchofe zu Pecking der im Jahre 1731. geſetzet ward.

Franz von Purifikazione, ſo hieß dieſer neue Biſchof, ſahe bald nach ſeiner Ankunft, daß ihm die Gunſt der Jeſuiten in Pecking nöthiger und nützlicher wäre, als die Gnade des Pabſtes. Er ließ ſich alſo von ihnen verleiten, in zween öffentlichen Schreiben an die Geiſtlichen ſeines Stiftes, die am 6 Tage des Monates Julius, und am 23 Tage des Chriſtmonates im Jahr 1733 ausgefertiget wurden, bey Strafe der Abſetzung zu verordnen, daß die Vergünſtigungen des Mezzabarba eben ſo heilig ſollten beobachtet werden, als die Bulle Ex illa die etc. ſelbſt, und

daß

daß an den vier vornehmſten Feſten des Jahres ſowohl der Innhalt der Bulle, als die Ausnahmen, die Mezzabarba hinzugefüget hatte, in allen Kirchen dem Volke öffentlich ſollten vorgeleſen werden. *)

Das war nicht viel weniger als eine öffentliche Ausforderung zum Streite. Man eilete daher an der andern Seite zum Gewehr. Der alte Martyrer der Bulle: Ex illa die, etc. und Vikarius des Biſchofs zu Pecking Karl von Kaſtorani, der ſchon dreyunddreyßig Jahre in China geprediget hatte, ſagte es ſeinem Biſchoffe ins Geſicht, daß er ihm nimmermehr in dieſem Stücke gehorchen würde. Das Beyſpiel eines ſo ehrwürdigen Mannes machte viele andere Geiſtliche aufrühriſch. Die Empörung grief endlich ſo weit um ſich, daß man beſchloß, den alten Kaſtorani nach Rom abzufertigen, um die Jeſuiten und den Biſchof zu verklagen, und um die Abſchaffung der Vergünſtigungen des Mezzabarba anzuhalten.

Vielleicht ſpotteten die Jeſuiten und ihre Freunde dieſes betagten und einfältigen Abgeordneten. Er ſelbſt geſtehet, daß er weder beredt, noch gelehrt, noch ſcharfſinnig ſey: und ſeine kleine Schriften, die bisher gedruckt ſind, beſtättigen dieſes Geſtändniß. Man ſieht in denſelben nichts, als einen eifrigen und ehrlichen

 Fran-

*) Kaſtorani l. c. Benedictus XIV. in der Bulle Ex quo Singulari etc.

Franziſkanermönch, den weder die Luft der Welt und des Hofes angeſtecket, noch die Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft verdorben hat. Allein der Eifer, die Aufrichtigkeit, die Erfahrung, die Standhaftigkeit, die grauen Haare, der Name eines Bekenners, der ſiebenzehen Monate wegen der Bulle: Ex illa die etc. war gemartert worden, erſetzten in ihm den Mangel der Scharfſinnigkeit und des Witzes. Wie oft hat die einfältige Frömmigkeit über die ungeiſtliche Klugheit geſieget!

Raſtorani kam gegen das Ende des Jahres 1734. zu Rom an, da Klemens der zwölfte regierete, und trug unverzüglich dem Pabſte ſein Gewerbe vor. Klemens übergab die Sache der Unterſuchung einiger Kardinäle, und nach zehen Monaten, nach vielem Bitten, Laufen, Anhalten, wie Raſtorani ſelbſt meldet, kam es endlich ſo weit, daß der Pabſt in einem ſo genannten Breve unter dem 26ten des Septembermonates in dem Jahre 1735. die beyden Briefe des Biſchofs von Pecking, der kurz vorher geſtorben war, für ungültig erklärete, und ganz aufhob. *)

Dieſes war der erſte Sieg des Raſtorani. Allein er verlangte noch mehr. Seine Hauptabſicht gieng

*) Clementis Papae XII. Revocatio, annullatio, et Caſſatio duarum Epiſtolarum Paſtoralium, bon. mem. Francisci Episcopi Pekinenſis nuper defuncti, circa res Sinenſes editarum.

gieng auf die Zernichtung der Vergünſtigungen des Mezzabarba. Er fuhr alſo mit einem unbeſchreiblichen Eifer in der angefangenen Arbeit fort. Zuerſt hielte er bey dem Pabſte an, daß die Unterſuchung dieſer Sache der Kongregazion, die für die Fortpflanzung des Glaubens Sorge träget, mögte abgenommen, und dem heiligen Officio oder der Inquiſition übergeben werden, der ſie von Gerichts wegen gehörte: und er ward ſeiner Bitte gewähret. An dieſer Veränderung der Richter war ihm nicht wenig gelegen. Die Jeſuiten haben mehr Gönner und Freunde in iener Kongregazion, als in der Inquiſizion, bey der ihre alten Feinde, die Dominikaner, ſehr viel vermögen.

Da die Sache in denen Händen war, worinn er ſie gerne ſahe, unterließ er nichts, ſie aufs allerheftigſte zu treiben. Er beſchreibet ſelbſt ſeinen ungeſtümmen und arbeitſamen Eifer ſo natürlich, daß man ſeine Ehrlichkeit bewundern, und bey nahe glauben muß, die Unverſchämtheit habe eben ſo viel, als die Stärke ſeiner Urſachen ausgerichtet. Das Betteln, Laufen, Schreiben, Vorſtellen, Unterrichten hatte kein Ende. Der Pabſt ſelbſt war keinen Tag vor ihm ſicher. Er überlief die Kardinäle, die Beyſitzer, die Rathgeber des heiligen Officii ohne Unterlaß. Keiner von den Bedienten des Gerichts blieb unverſchonet. Das alles ungeachtet, giengen die Dinge langſamer, als er wünſchete. Der Pabſt wollte, daß die Richter in einer ſo wichtigen Sache ſich nicht übereilen ſollten. Er befahl inſonderheit, wie ſein

Nachfolger Benedict der Vierzehente berichtet, daß alle in Rom gegenwärtige Geiſtliche, die in China geweſen wären, und nicht nur dieſe, ſondern auch alle junge anweſende Chineſer, deren verſchiedene nach Rom pflegen geſendet zu werden, um daſelbſt erzogen und unterrichtet zu werden, ſollten gehöret, und gerichtlich vernommen werden. Dieſes nahm ſo viel Zeit weg, daß Klemens der zwölfte mit Tod abgieng, ehe etwas ausgemachet und entſchieden war.

Nach ſeinem Ableben ward Benedikt der vierzehente gewählet. Dieſer Herr hatte den Namen, daß kein Stand ſeines Reichs weniger Theil an ſeiner Gnade habe, als die Geſellſchaft der Jeſuiten: und ſeine Handlungen ſchienen dieſes Gerücht zu bekräftigen. Nichts deſtoweniger ſcheinet es dem guten Kaſtorani recht ſauer geworden zu ſeyn, ihn auf ſeine Seite zu ziehen. Er unterwarf ſich ſogar einer ſchweren Strafe, wenn man ihn des Betruges würde überführen können. Endlich brach der Tag nach ſieben Jahren an, auf den er ſo ſehnlich gewartet hatte. Benedikt der vierzehente gab in dem Jahre 1742. die weltberufene Bulle heraus, die ſich mit den Worten Ex quo ſingulari etc. anfänget. Sie ward am 11ten Tage des Monats Julius fertig, und am 9ten des Auguſtmonats angeſchlagen. *) Es iſt nichts in dieſem ſcharfen Geſetze vergeſſen

*) Sie iſt zu Rom auf 24 Seiten in klein Folio unter dieſem Titel aus der Druckerey der Apoſtoliſchen Kammer zum

ſen worden, was die Jeſuiten und ihre Anhänger beſchimpfen und kränken kann, als ihr Name. Allein wer kennet diejenigen nicht, die der Pabſt ſelbſt als ungehorſame, tückiſche, boshafte, argliſtige Männer beſchreibet? Er wiederrufet, zernichtet, hebet auf, verwirft, verdammet aufs bündigſte die Vergünſtigungen des Mezzabarba, als Satzungen, die nur die Angſt und Todesfurcht dem Patriarchen abgepreſſet, die der heilige Stuhl nie gebilliget, die mit der Bulle Klemens des eilften ſtreiten, und befiehlet, daß man ſie hinführo ſo anſehen ſolle, als wenn ſie niemals wären verliehen worden. Er kündiget allen Geiſtlichen, den hohen ſowohl als den niedrigen, und den Jeſuiten inſonderheit, ſeine ſchwere Ungnade an, und alle diejenigen Strafen, womit die Kirchengeſetze ihren Uebertrettern drohen, wo ſie ſich unterſtehen würden, einen Fingerbreit von der Bulle Ex illa

E 3 die

zum Vorſchein gekommen: Confirmatio et innovatio Conſtitutionis, incipientis; Ex illa die; a Clemente Papa XI in cauſa rituum ſeu caeremoniarum Sinenſium editae, nec non revocatio, reſciſſio, abolitio, caſſatio, annullatio ac damnatio permiſſionum ſuper iisdem ritibus ſeu Ceremoniis in quadam paſtorali Epiſtola Caroli Ambroſii Mediobarba, Patriarchae Alexandrini, olim Commiſſarii, et Viſitatoris Apoſtolici in Sinarum imperio contentarum, cum praeſcriptione novae formulae iuramenti per Miſſionarios illarum partium praeſentes et futuros praeſtandi.

die etc. abzuweichen. Er gebietet den Häuptern der Mönchsorden, daß ſie die Mitglieder ihrer Geſellſchaften, denen es etwan einfallen mögte, ſeiner Verordnung zu widerſtreben, gleich aus dem Orden herausſtoſſen, und nach Europa zurück rufen ſollen, damit ſie zur verdienten Strafe mögen gezogen werden. Er ſchreibet endlich einen Eid vor, wodurch alle, die in China das Evangelium predigen wollen, ſich verbinden müſſen, daß ſie über die Bulle Klemens des eilften halten, und es durchaus nicht leiden wollen, daß die Neubekehrten die von dem Mezzabarba vergönnten Gebräuche beobachten. Die Schlußrede der Bulle iſt, wie wir mit Gewißheit melden können, aus der Feder des Pabſtes ſelbſt gefloſſen. Sie iſt lebhaft, erbaulich, beweglich, apoſtoliſch, und der Perſon eines großen Biſchofs anſtändig. Die Lehrer des Evangelii in China, ſagt der Pabſt unter andern, werden, wie wir zu Gott hoffen, die ungegründete Furcht aus ihren Herzen bannen, daß die Bekehrung der Ungläubigen durch die genaue Beobachtung unſerer Befehle werde verhindert werden. Die Bekehrung der Heiden muß vornemlich von der göttlichen Gnade erwartet werden; und dieſe wird nicht ferne von den Arbeiten der Diener des Evangelii ſeyn, wenn ſie die chriſtliche Religion ſo rein und wahrhaftig, als ſie ihnen von dem Apoſtoliſchen Stuhle iſt überliefert worden, unerſchrocken predigen, und ſtets bereit ſeyn werden, ihr Blut für die Ehre derſelben zu vergießen, nach dem Vorbilde der heiligen Apoſtel und anderer berühmten Glaubensſtreiter, deren Blut den Lauf des Evangelii

vangelii nicht aufgehalten, ſondern den Weinberg des Herrn vielmehr verbeſſert, und die Erndte der Seelen geſegnet hat.*) Bald hernach führet er ihnen die Natur ihres Rufs zu Gemüthe. Erinnert euch, ſagt er, als wahre Jünger Jeſu Chriſti, daß ihr von ihm geſendet ſeyd, nicht zu weltlichen Freuden, ſondern zu einem großen Kampf; nicht zur Ehre, ſondern zur Schmach und Verachtung; nicht zum Müßiggange, ſondern zur Arbeit: nicht, daß ihr der Ruhe pfle-

 gen,

*) Confidimus, Deo iuvante, ex eorum cordibus inanem illum metum ſublatum iri, ne videlicet per exactam Pontificiorum decretorum obſervantiam infidelium converſio retardetur. Nam haec a divina gratia ſperari potiſſimum debet, quae quidem ab eorum miniſterio longe non aberit, ſi Chriſtianae religionis veritatem impavide praedicaverint, atque ea puritate, quae ipſis ab Apoſtolica hac ſancta ſede tradita eſt, parati quoque ad eam propugnandam ſanguinem effundere, exemplo Sanctorum Apoſtolorum, aliorumque Chriſtianae fidei Clariſſimorum propugnatorum, quorum ſanguis tantum abfuit, ut Evangelii Curſum interciperet, aut retardaret, ut potius vineam Domini florentem magis, et meſſem fidelium animarum copioſiorem effecerit.

gen ſondern daß ihr viele Frucht in Geduld bringen ſollet.*) Man muß, wenn man die Worte des Pabſtes recht verſtehen will, ſich die Hofjeſuiten in Pecking in ihren prächtigen Mandarinsröcken, mit dem Drachen oder Kaiſerlichen Wappen auf der Bruſt und mit allen den Ehrenzeichen, Würden, Freyheiten, Einkünften, und Gemächlichkeiten vorſtellen, die ſie der Gnade der Kaiſer zu danken haben, in deren Dienſten ſie ſtehen. Wie nöthig iſt dieſen Weiſen und Gewaltigen nach dem Fleiſche das Evangelium, das ihnen der Pabſt prediget? Allein wird es ihnen nicht ein neues Evangelium zu ſeyn ſcheinen?

Man wird ſchwerlich, wenn man dieſes letztere Stück unſerer Geſchichte bedachtſam geleſen hat, der Verwunderung ſich enthalten können. Ein armſeliger Bettelmönch, Kaſtorani, den die Jeſuiten mit neun Ketten hatten feſſeln laſſen, bindet mit der mächtigſten Geſellſchaft der römiſchen Kirche an, mit der Geſellſchaft, vor der der Pabſt ſelbſt und die Könige damals zitterten, und er behält die Oberhand. Nicht nur das: er bringt es dahin, daß ſie eine Beſchim-

*) Ad eorum memoriam deducimus; ut quando ad Sacras miſſiones deſtinantur, ſe tamquam veros Ieſu Chriſti diſcipulos cogitent, non ad Gaudia temporalia, ſed ad magna Certamina; non ad honores, ſed ad deſpectiones; non ad otium, ſed ad afferendum multum fructum in patientia vocatos eſſe.

ſchimpfung und Erniedrigung erlebten, dergleichen ſie noch nie erlebt hatten. Ein wahrer Beweiß, daß auch der kleinſte und ohnmächtigſte Feind ein großes Uebel verurſachen könne, wenn er entweder verachtet, oder gar zu heftig gedrückt wird.

So war denn nun endlich der chineſiſche Streit, wird man ſagen, geendigt, der ſchon länger als hundert Jahre gewähret hatte? — Das hätte man glauben können, wenn die Sache einen andern Orden, als die Jeſuiten, angegangen hätte. Allein dieſe Geſellſchaft fürchtete die Bullen der Päbſte ſo ſehr nicht: es blieben in ihrem Köcher ſtets Empfindungen zurück, wodurch aller Schaden, der ihnen zu Rom zugefügt ward, erſetzt werden konnte. — Sie achteten die Bulle Benedikts XIV. nicht höher, als die Bulle Clemens XI. und fuhren fort, ihren angenommenen Chriſten dasjenige zu erlauben, was ihnen der Pabſt ſo ernſtlich verbot. Denn wenige Jahre nach dem langte zu Rom ein neuer Franziskaner-Abgeſandter aus China mit einer Laſt vieler Urkunden und Zeugniße an, der über die Halsſtarrigkeit der Jeſuiten, und über die Drangſalen, womit ſie ihre Gegner ängſtigten, Klage führte, ohne dieſe Sache dadurch weder beßer noch ſchlimmer zu machen. Ja die Jeſuiten ſchienen ſogar nach dieſem allmälig wieder zu Pecking in das veſte und vortheilhafte Lager hinein zurücken, das ſie unter dem Kaiſer Kam-hi beſeßen hatten. Yong-Ching, der nur ſo weit die Jeſuiten liebte, als es ſein Eigennutz verlangte und die chriſtliche Religion verfolgte, verließ die Welt im Jahre 1737. derjenige unter ſeinen Söhnen, der den

Thron wieder beſtieg, hieß Kien-Long. Er war nur 25 Jahre alt, da er Kaiſer ward, und bezeichnete den Anfang ſeiner Regierung mit lauter Wohlthaten und Gnadenbezeugungen. Die Götzenprieſter allein, die man Bonzen nennet, empfanden ſeine Ungnade. Er eiferte wider dieſes Geſchlecht in einem öffentlichen Schreiben, und warnete ſeine Unterthanen vor den Betrügereyen und Laſtern deßelben. *) Er nahm die Befehle ſeines Vaters wider die Chriſten und ihre Lehrer in der Stille zurücke, und ſchenkte der chineſiſchen Kirche ein großes Theil ihrer vorigen Ruhe und Glückſeligkeit wieder. Er zog endlich die Jeſuiten wieder hervor, und ergriff nicht nur begierig alle und jede Gelegenheit, ihnen wohl zu thun, ſondern begnadigte ſie auch aus eignem Triebe und ungebeten auſſerordentlich.

Zu dieſem Glücke geſellete ſich nach einigen Jahren ein anderer Vortheil, den die Jeſuiten lange vergebens gewünſchet, und zu Rom geſucht hatten. Sie bemüheten ſich ſchon viele Jahre, die Biſchofthümer in den Ländern der Ungläubigen an ſich zu ziehen, damit ſie in den neubekehrten Gemeinen deſto ruhiger herrſchen, und die übrigen Geiſtlichen, die nicht zu ihrer Geſellſchaft gehörten, im Zaum halten mögten. Einige derſelben erhielten ſie durch die Gnade der Könige in Portugall, die das Recht haben, dem Pabſte die aſiatiſchen Biſchöfe vorzuſchlagen. Allein die Chineſiſchen, und inſonderheit das vornemſte unter dieſen, das zu

*) Lettres edifiantes et curieuſes ecrites des miſſions etrangeres Tom. XXIII. pref. p. IV. V. VI.

zu Pecking, waren ihnen bißher ſtets von den Päbſten, ſo ſtark ſie ſich auch darum bewarben, verſagt worden. Man hat ſtets zu Rom gemeint, daß man einen Wolf zum Hirten ſetzen würde, wenn man einen Jeſuiten zum Biſchofe der Hauptſtadt in China machte. Benedikt XIV. dachte ſonder Zweifel nicht anders in dieſem Stücke als ſeine Vorgänger, und doch hat er im Jahre 1745 einem Jeſuiten den Biſchofsſtab der großen Stadt Pecking, und ihres weitläuftigen Kreiſes eingehändiget.

Der König in Portugall ließ durch ſeinen Abgeſandten in Rom, Don Emanuel von Sampajo, den P. Polikarpus de Sonza, einen Portugieſiſchen Jeſuiten, als künftigen Biſchof von Pecking dem Pabſte vorſtellen; und der Pabſt, der die Jeſuiten vielleicht eben ſo fürchtete, als er ſie haſſete, und den König von Portugall aus vielen Urſachen ehrte, eben der Benedikt XIV, der durch ſeine Bulle: Ex quo ſingulari etc. die Geſellſchaft auf das härteſte gedrückt hatte, that das, was keiner ſeiner Vorweſer hatte thun wollen, und nahm den vorgeſchlagenen Jeſuiten an. Aus allen dieſen Umſtänden kann man ſchließen, in wie weit ſie ſich der Aufhebungsbulle Clemens XIV. gemäß bezeigt haben werden, und ob ſie ſo leicht alle bisher erlangte Vortheile werden haben fahren laſſen, ja, ob ſie ſich nicht nach ihrer Zernichtung noch veſter darinn zu ſetzen werden geſucht haben. — — —

* * *

Zum Beſchluß wollen wir einen kurzen Entwurf der Chineſiſchen Politik, und den Karakter dieſes ſo berühmten Volks beyfügen:

Dieſes

Dieſes Land hat ſeine Regierungsform mehr den tiefen und unbeweglichen Grundpfeilern zu danken, welche die Vernunft allein zu eben der Zeit veſtgeſetzt hat, da die Erde gegründet wurde; mehr denen von der Natur an die erſten Menſchen ergangenen Befehlen, die von Geſchlechtern zu Geſchlechtern, ſeit dem erſten Zeitalter der Menſchheit, heilig bewahret, und in allen den Herzen eines unzählbaren Volks vereiniget worden ſind, als dunkeln Geſetzbüchern, die zuweilen Betrüger zu ihren Verfaſſern haben.

Ueberhaupt hat China, das eines der angebauteſten Länder in der Welt iſt, den glücklichen Fortgang ſeines Ackerbaues ſeinen einfältigen Sitten, ſo wie ſeinen Geſetzen zuzuſchreiben, die von der Natur und von der Vernunft gebilligt worden ſind.

Das Reich wurde von Landleuten zu iener glücklichen Zeit errichtet, wo die Wiedererinnerung der Geſetze des Schöpfers noch nicht ganz verloren gegangen, der Feldbau die edelſte Arbeit, der Menſchen würdigſte und allgemeine Beſchäftigung war. Nach Fou-hi, welcher einige Jahrhunderte nach der Sündflut (wenn man der Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher folget) das erſte Oberhaupt dieſer Nazion war, und der in dieſer Würde auch über den Ackerbau den Vorſitz hatte, haben alle die Kaiſer ohne Ausnahme, bis auf den heutigen Tag, es ſich zur Ehre gerechnet, die erſten Arbeiter ihres Reichs zu ſeyn.

Die chineſiſche Geſchichte hat ſorgfältig die Züge des Edelmuthes zweener alten Kaiſer aufbewahrt, die, da ſie unter

unter ihren Kindern keine würdigen Erben des Thrones fanden, auf welchen die Tugend allein das Recht hat, ſich zu ſetzen, gemeine Landleute dazu ernannten, um ſelbigen nach ihnen zu beſteigen. Dieſe machten, zufolge der chineſiſchen Bücher, die Glückſeligkeit des Landes während der ganzen Dauer ihrer langen Regierungen aus, und ihr Andenken wird noch auf das höchſte verehrt. — Man denke, wie ſehr dergleichen Beyſpiele den Feldbau ehren und beſeelen!

Die chineſiſche Nazion iſt ſtets als eine Familie regiert worden, von welcher der Kaiſer Vater iſt. Seine Unterthanen ſind ſeine Kinder, keine andere Ungleichheit gilt, als die, ſo Verdienſte und Talente machen. Alle die kindiſchen Unterſchiede vom Adel, vom Pöbel, Leuten von Geburt, von niedriger Abkunft ꝛc. finden ſich nur in der Landesſprache eines nicht alten und noch halb wilden Volkes, das, da es den gemeinſchäftlichen Urſprung vergeſſen hat, ieder Art von Menſchen, ohne etwas dabey zu denken, trotzig und verächtlich begegnet. Dieienigen dagegen deren Regierungsform alt iſt, und biß an ienes erſte Zeitalter der Welt reichet, wiſſen, daß die Menſchen alle einander gleich gebohren werden, alle Brüder, alle edel ſind. Ihre Sprache hat noch keine Benennung erfunden, um dieſen vermeinten Unterſchied der Geburt auszudrücken. Die Chineſer, die ihre Jahrbücher von ienen weit entfernten Zeiten aufbewahrt haben, und die alle einander gleich Kinder des Kaiſers ſind, haben niemals eine Ungleichheit des Urſprungs unter ſich vermuthen können.

Von dieſem Grundſatz, daß der Kaiſer Vater, und die Unterthanen ſeine Kinder ſind, entſpringen alle die geſellſchaftlichen, alle die moraliſchen Pflichten, alle die menſchlichen Tugenden, die Vereinigung aller Willensmeynungen für das allgemeine Wohl der Familie, folglich die Liebe zur Arbeit und über alles der Ackerbau.

Dieſe Kunſt wird geehrt, beſchützet, ausgeübet durch die Kaiſer, durch die hohen Obrigkeiten, welche mehrentheils Söhne gemeiner Bauern ſind, die ſich, zufolge eines veſten Gebrauches, allein durch ihre Verdienſte, bis zu der erſten Würde des Reiches empor geſchwungen haben. Die ganze Nazion endlich hat den Verſtand, die Kunſt zu ſchätzen, welche die nützlichſte iſt, welche die Menſchen vorzüglich vor andern weniger erheblichen Künſten ernähret.

Alle Jahre am 15ten Tage des Neumonden, der gemeiniglich in die erſten Tage unſeres Märzmonaths fällt, begehet der Kaiſer in eigner Perſon die Ceremonie der Eröfnung der Erde. — Er begiebt ſich mit groſſer Pracht auf das Feld, ſo zu dieſer feyerlichen Handlung beſtimmt iſt. Die Kaiſerlichen Prinzen, die Präſidenten der fünf groſſen Tribunäle, und eine unzählige Menge von Mandarinen begleiten ihn. Zwo Seiten des Feldes ſind mit den Offizieren und Garden des Kaiſers beſetzt, die dritte wird für die Landleute der Provinz aufbewahret, welche zulaufen, um ihre Kunſt von dem Oberhaupt des Reiches geehrt und ausgeübet zu erblicken; die Mandarinen haben die vierte inne.

Der

Der Kaiſer betritt ganz allein den Acker, wirft ſich nieder, und berührt neunmal mit dem Kopfe die Erde aus Anbetung gegen Tien, das heißt, den Gott des Himmels: er ſpricht mit lauter Stimme ein Gebet, ſo von dem Tribunal der Gebräuche eingerichtet worden, um den Seegen des großen Meiſters der Welt zu ſeiner und ſeines Volks Arbeit, die ſeine Familie ſind, zu erbitten. Der Würde gemäs, als oberſter Prieſter des Reichs, opfert er einen Ochſen, welchen er dem Himmel, als dem Geber aller Güter, darbietet. Während, daß man das Opfer in Stücken hauet, und ſelbiges auf einen Altar legt, führt man dem Kaiſer einen Pflug zu, der mit einem Paar Ochſen beſpannt iſt, die auf das herrlichſte geziert ſind. Dieſer Prinz entlediget ſich ſeines kaiſerlichen Anzuges, nimmt die Pflugſterze und ziehet verſchiedene Furchen nach der ganzen Länge des Feldes, hernach übergiebt er mit dem artigſten Anſtand den Pflug den vornehmſten Mandarinen, die nach einander arbeiten, und es ſich eifrigſt angelegen ſeyn laßen, dieſe ehrwürdige Arbeit mit der beſten Geſchicklichkeit zu verrichten. Die Ceremonie endigt ſich mit Austheilung von Silber und Stücken Stoffe an die Bauern, welche gegenwärtig ſind, von welchen die hurtigſten den Ueberreſt des Ackers in Gegenwart des Kaiſers mit der größten Fertigkeit ausführen.

Einige Zeit darauf, nachdem man alle nöthige Bearbeitung und Düngung verrichtet hat, kommt der Kaiſer wiederum, die Zuſaat ſeines Feldes von neuem anzufangen. Dieſes geſchieht ebenfalls mit Feyerlichkeit, und in Gegenwart der Landleute.

Die nemliche Handlung wird in allen Provinzen des Reichs an eben dem Tage durch die Unterkönige vollbracht, die von allen Befehlshabern ihres Gebietes unterſtützt werden, und ſtets iſt ein großer Haufe von Ackersleuten aus dieſer Landſchaft gegenwärtig.

Der Ackerbau wird in China noch auf andere Art aufgemuntert. Die Unter-Könige einer ieden Provinz ſchicken jährlich die Namen der Arbeiter nach Hofe, welche ſich am meiſten durch ihre Bauart hervorgethan haben, es möge nun im Urbarmachen oder Verbeßerung einiger Ländereyen, die man als unfruchtbar angeſehen hatte, beſtehen; oder ſie mögen durch eine beſſere Bauart ein ſchon ehedem würdiges Land vermocht haben, reichlichere Früchte zu bringen.

Alle dieſe Namen werden dem Kaiſer vorgeleget, der den hier benannten Ackersleuten Ehrentitel ertheilet, um ſie von den Gemeinen zu unterſcheiden. — Wenn ein Feldarbeiter irgend eine beträchtliche Entdeckung gemacht hat, die auf die Verbeßerung des gemeinen Ackerbaues einen Einfluß haben kann, oder wenn irgend ſeine Fähigkeiten mehrere Achtung als der andern ihre verdienen, ſo ruft ihn der Kaiſer nach Pecking, läßt ihn auf Koſten des Reichs und mit Anſehen reiſen, empfängt ihn in ſeinem Palaſte, befragt ihn um ſeine Fähigkeiten, um ſein Alter, um die Anzahl ſeiner Kinder, um die Größe und Güte ſeiner Ländereyen, und ſchickt ihn nach ſeinem Felde wieder mit einem anſehnlichen Titel, und mit Wohlthaten überhäuft zurück.

Die

Die ganze Aufmerkſamkeit der chineſiſchen Regierung iſt überhaupt auf den Ackerbau gerichtet. — Die Hauptſorge eines Hausvaters muß ſeyn, auf den Unterhalt ſeiner Kinder zu denken. So iſt der Zuſtand der Ländereyen der große Vorwurf der Arbeiten, der Wachſamkeit und der Bekümmerniße der Obrigkeiten.

Man begreift leicht, daß bey ſolchen Einrichtungen die Regierung nicht vernachläßiget habe, den Bauern die Freyheit, das Eigenthum und die Bequemlichkeit zu verſichern, welche die einzigen Grundlagen eines glücklichen Ackerbaues ſind.

Die Chineſer genießen ruhig ihre eigenthümlichen Beſitzungen und die Güter, die, da ſie ihrer Natur nach nicht getheilt werden können, allen zugehören, dergleichen das Meer, die Flüße, die Kanäle, die Fiſche, welche jene enthalten, und alle wilde Thiere ſind. Daher iſt die Schiffahrt, die Fiſcherey und die Jagd frey. Derjenige, ſo ein Feld kauft, oder der einen Acker durch Erbſchaft von ſeinen Aeltern erhält, iſt der einzige Beſitzer und Herr davon.

Die Ländereyen ſind eben ſo frey wie die Menſchen, folglich keine Frohndienſte, kein Lehn, kein Einkaufsgeld, keiner von jenen habſüchtigen Leuten, die nach öffentlichem

Unglücke ſchmachten, von jenen Pächtern, die ſich niemals beßer bereichern, als wenn eine ſchlechte Erndte die Felder zu Grunde gerichtet, und den unglücklichen Landmann dahin gebracht hat, daß er vor Hunger ſterben möchte, nachdem er das ganze Jahr über, mit Schweiß beladen, gearbeitet hat, ſeine Brüder zu ernähren; keiner von jenen Menſchen, deren verderbliches Handwerk zur Zeit des Unſinnes der Lehnrechte geboren worden iſt, unter deren Füßen tauſende von Rechtshändeln entſtehen, die den Landmann von ſeinem Pfluge abreißen, um ihn in die dunkeln und gefährlichen Abwege der Chikane zu führen, damit er ſeine Rechte vertheidige, und ſeine koſtbare Zeit verliere, die er zur Ernährung des Menſchen anwenden könnte.

Ueberhaupt iſt hier kein anderer Herr, kein Zollausleger, als der allgemeine Haußvater, der Kaiſer. Die Bonzen, die gewohnt ſind, aus der Hand eines mitleidigen Volkes Almoſen zu empfangen, würden ſehr übel empfangen werden, wenn es ihnen einfallen ſolte, zu behaupten: dieſe Almoſen ſeyen ein Geſetz, dazu ihnen der Himmel das Recht gegeben habe. —

Der zehnte Theil der Früchte der Erden gehört dem Kaiſer. Dieſes iſt die einzige Abgabe, der einzige Tribut, der in China, ſeit Entſtehung der Monarchie bekannt iſt, und

und bey der groſsen Hochachtung der Chineſer gegen die alten Gebräuche, würde es weder dem Kaiſer jemals in den Sinn kommen, ihn zu vergrößern, noch irgend einem Unterthan, eine ſolche Steigerung zu befürchten.

Das Volk bezahlt ihn mit den Früchten ſelbſt an gewiſsenhafte Obern, die ihre natürliche Amtleute ſind. Dieſer Tribut wird um ſo viel mehr mit aller Redlichkeit gezahlet, weil man den Gebrauch kennet, zu welchem er beſtimmt iſt. Man weiß, daß ein Theil dieſes Zehenten in unermeßliche Magazine, die in alle Provinzen des Reichs vertheilet ſind, eingeſchloſsen, und zum Unterhalte der Obern und Soldaten bewahrt wird. — Man weiß, daß, im Fall eines Mißwachſes, dieſe Vorrathshäuſer dem Volke offen ſtehen, welches dieſe Waare bedarf, die von ſelbigem bey ſeinem Ueberfluße erzogen wurde.

Endlich weiß man, daß der überbleibende Theil dieſes Zehenten auf öffentlichen Märkten verkauft wird, und der Nutzen davon treulich in die Schatzkammern des Reichs kommt, deren Bewahrung einem ehrwürdigen Tribunal von Ho-pu anvertrauet worden iſt, um ihn zu keinem andern Endzweck, als zum gemeinen Beſten der ganzen Nazion zu verwenden. —

Bey der Gründung dieſes großen Staats urtheilte deßen erſter Geſetzgeber folgendermaßen: „Soll ein großer Staat von langer Dauer ſeyn, und Ruhe und Glückſeligkeit in demſelben herrſchen, ſo muß eine jede Familie, welche gleichſam ſchon im kleinen einen Staat vorſtellt, nicht nur, an und für ſich betrachtet, in Zufriedenheit, ſondern auch mit andern in erwünſchter Ruhe und Eintracht leben, damit aller Anlaß zu gefährlichen Zerrüttungen und Feindſeligkeiten ſorgfältig vermieden werde.„ — Hieraus erhellet ſchon, warum die Chineſer den in andern Weltgegenden geprieſenen Heldenmuth für nichts achten. Sie ſind nur um den innern Frieden beſorgt, ohne ſich wider auswärtige Feinde zu rüſten. Dies giebt eine Muthmaßung, daß die angränzenden Länder zur Zeit ihrer Staatseinrichtung noch nicht, oder gar wenig, mit Einwohnern beſetzt geweſen, von denen ſie einen kriegeriſchen Einfall zu befürchten gehabt, welches in der That ein Beweiß ihres hohen Alterthums wäre.

Dieſe Völkerſchaft hat die europäiſchen Gelehrten, ſeit dem Zeitpunkt der nähern Bekanntſchaft mit ihr, faſt unaufhörlich beſchäftigt. Einige giengen in dem Lobe dieſer Nazion biß zum Enthuſiasmus, und fanden alle Ideale des ſittlichen Glücks in ihrem Reiche würklich gemacht; andere betrachteten ſie mit dem Stolze und dem Vorurtheil von Ueberge-

bergewichte, mit dem wir Europäer auf die Völker der andern Welttheile ſo gern herab ſehen mögen, und haßten ſie von ganzen Herzen, vielleicht weil es ihnen unerträglich war, daß ein Volk älter als ſie ſeyn, und viele ihrer liebſten Träume durch die Richtigkeit ſeiner Jahrbücher zerſtören ſollte.

Beyde Parteyen giengen ohnſtreitig zu weit, aber die erſtere hatte immer mehr für ſich, als die letztere, die ſich auf die ſeichteſten Gründe ſtützte. — Wer kann ſich des Lachens enthalten, wenn man in der arabiſchen Handſchrift, die der Abbé Renaudot, zum Beweiſe ſeiner Meinung, aus dem Staube hervor ſucht, Dinge, wie folgende lieſt: „In jeder chineſiſchen Stadt hienge über dem Haupte des Stadthalters eine Glocke, woran eine Menge Stricke beveſtigt wären, die ſich eine Stunde weit erſtreckten, damit die daran ziehen könnten, die zu ſeiner Gerechtigkeit ihre Zuflucht nehmen wolten: — Ein Chineſer, der in den drey Trauerjahren zu weinen aufhörte, bekäme Stockprügel: — Der Stadthalter, der ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht, würde erwürgt und gefreßen — und dergleichen mehr.

Solte man glauben, daß ein Mann von Renaudots Einſichten ſolche Poßen im Ernſt anführen könnte? — Was wir aus dem Munde glaubwürdiger und unverdächtiger Geſchichtſchreiber und Augenzeugen von der Weißheit der

der Geſetze, von der Gelehrſamkeit und den Sitten dieſes alten Volks gehört haben, muß uns nothwendig immer begieriger nach Nachrichten von der innern Verfaßung dieſes merkwürdigen Reichs machen. — Kein wichtigers Werk konnten wir hierüber erhalten, als die Hiſtoire générale de la Chine, die der Jeſuit Joſeph Anna Maria de Moiriac de Mailla aus dem Tong-Kien-Kang-mou überſetzt hat, und die 1777 zu Paris im Druck erſchienen iſt, aus welchem wir hier einige Fragmente liefern:

„Das Buch Chu-King iſt das älteſte, was die Chineſer von ihrer Geſchichte beſitzen; denn die Bücher San-fen und Ou-tien ſind entweder gänzlich oder doch größtentheils verloren. Was davon übrig blieb, nahm Cong-fu-tſe, (Confucius) in ſeinen Chu-King auf, zu einer Zeit, wo Unruhe und Gewalt vor Recht gieng, und die zinsbaren Fürſten nur darnach trachteten, wie ſie die weiſen Verordnungen und Lehren der alten Regierung vertilgen möchten. Dies den Chineſern heilige Buch des Weltweiſen war alſo ein Spiegel, worinn er ihnen die Grundſätze und die Tugendbeyſpiele der alten Regenten zur Nachfolge vorhielt.

Ein ſolches Werk konnte freilich nicht von denen geliebt werden, die darinn beſtändig Vorwürfe ihrer Aufführung

rung fanden. Li ſſe; der erſte Miniſter des Kaiſers Tſin ſchi hoangti rieth bey einem Gaſtmale, das der Prinz ſeinen Großen gab, und wo er ihnen völlige Freiheit im Reden ertheilte, dem Monarchen, alle Bücher im Reiche, und ſonderlich den Chu king zu verbrennen, und nur die Schriften zu verſchonen, die von den Arzneykräften oder dem Feldbau handelten.

Der Kaiſer ergrief dieſen Rath begierig: alle Bücher mußten, bey Strafe des Todes, ausgeliefert und ins Feuer geworfen werden. Keines entgieng der Zerſtörung, und, ohne das fürtrefliche Gedächtniß eines Gelehrten, wäre auch das Denkmal des großen Cong fu tſe auf immer verloren geweſen.

In China iſt ein Gebrauch, der den europäiſchen Gelehrten, bey der häufigen Anzahl unſrer Schriften, ſchwer genug fallen würde; keiner kann nemlich in China ſagen, daß er ein Buch kenne und verſtehe, wenn ers nicht ſo gut auswendig weiß, daß er es, ohnunterbrochen, von einem Ende biß zum andern herzuſagen im Stande iſt.

Als 60 Jahre nach dem Bücherbrande der Kaiſer Hiao ouen ti das Edikt des Li ſſe widerrief, und den Gelehrten auftrug, den Verluſt, und ſonderlich die hun

dert Kapitel des Chu-King zu erſetzen, waren alle Bemühungen, die man ſich gab, ein Exemplar ausfindig zu machen, vergebens. — Endlich erfuhr man, daß ein 90 jähriger Greiß, Namens Fou-ſeng, der ſich hauptſächlich mit des Cong-fu-tſe Werken in ſeiner Jugend beſchäftigte, den Chu-King bey einem glücklichen Gedächtniße, und indem er ſich unaufhörlich im Stillen geübt hatte, ſo gut auswendig behalten habe, daß er ihn von neuem herzuſtellen im Stande ſey.

Auf dieſe Nachricht wurde ein Mitglied des Geſchichttribunals an ihn abgeſandt, aber Fou-ſeng hatte eine ſo undeutliche Ausſprache, daß man ſeine Tochter zur Dolmetſcherin brauchen mußte; dieſe erklärte, was der Vater diktirte, und ſo wurde der Chu-King zum Theil erſetzt. — Ein altes, halbverdorbenes Exemplar, das man einige Zeit nachher in einem wüſten Gemäuer fand, half ihn vollends ergänzen.

Da der Chu-King das Buch iſt, das allen chineſiſchen Geſchichtſchreibern zur Grundlage dient, ſo hat man ſich mit Fleiß etwas umſtändlich dabey aufgehalten, überhupft aber alle die folgenden Geſchichtbücher, um zum Tong-Kien-Kang-mou zu kommen.

Hundert

Hundert Jahre nach Verfertigung der allgemeinen Geſchichte von China, die aus 294 Büchern beſteht, fiel der berühmte Tchu-hi, der ſie ſehr ſchätzte, darauf, nach dem Beyſpiel des Cong-fu-tſe, und in der lakoniſchen Schreibart ſeiner Tchun-tſiou, einen Text zu dieſer Geſchichte hinzuzufügen, der kürzlich und unter einem Blicke, das hauptſächlichſte darſtellte. Dieſen Text nannte er Kang-mou, oder das vornehmſte der Hiſtorie, und den Kommentar oder die Geſchichte dazu, Tong-kien, daher der zuſammengeſetzte Name Tong-kien-kang-mou.

Dieſes Werk fand außerordentlichen Beyfall in China, den es auch nie verloren hat. Alle Kaiſer beſchäftigten ſich mit ſeiner Fortſetzung biß auf die heutigen Zeiten, und als die Tartarn Mantcheou, den Thron von China eroberten, ließ einer ihrer Monarchen, Kang-hi, der in Aſien das für die Künſte war, was die Cosme, Leo X, Franz I, in Europa geweſen ſind, dieſes Werk zum Unterricht ſeiner Nation in die Sprache der Tartarn überſetzen, und berief zu dieſer Arbeit die geſchickteſten Männer beyder Völker zuſammen, die er in verſchiedene Tribunale abtheilte.

Nach dieſer Ueberſetzung verfertigte de Mailla, der ſich damals eben zu Pecking befand, die ſeinige. — Eine der nützlichſten Bereicherungen, die wir zur Erweiterung

 unſre

unſrer hiſtoriſchen Kenntniße aus dieſem Lande erhalten konnten, und um ſo ſchätzbarer, da ihre Geſchichtſchreiber Treue und Wahrheit lieben, und ſich darinn von denen in andern Ländern ſo merklich unterſcheiden.

Zwar haben ihnen die weiſen Geſetze dieſer Reiche auch alle Auswege zur Schmeicheley oder Schüchternheit abgeſchnitten. Sie verordnen nemlich, daß die Geſchichte eines Kaiſers nicht ehe nieder geſchrieben werden darf, als biß ſein ganzes Geſchlecht ausgegangen, oder der Thron auf eine andere Familie gekommen iſt.

So lange eine Dynaſtie dauert, ſammeln die öffentlichen Geſchicht:ſchreiber täglich was ſich zuträgt, und wovon ſie Augenzeugen ſind: ſie ſchreiben dieſes auf, und verwahren die Zettel, ohne ſich einander ihre Bemerkungen mitzutheilen, in einer Art Kaſten, oder Büreau, der mit allen Reichsſiegeln verſiegelt iſt, und oben eine Oefnung hat, wodurch man die Papiere hinein werfen kann.

Dieſer Büreau bleibt heilig verſchloßen, ſo lange eine Kaiſerliche Familie auf dem Throne ſitzt. Wenn dieſe aber abgegangen, oder von einer andern verdrängt worden iſt, ſo werden die Nachrichten durchgeſehen, verglichen, geprüft, und aus denen, die die ſtrengſte Unterſuchung für

richtig

richtig anerkannt, läßt die Regierung die Geſchichte der vorigen Dynaſtie zuſammen ſetzen.

Nichts vermag hiebey die Veſtigkeit und Wahrheitliebe der chineſiſchen Hiſtoricker zu erſchüttern. Ein General, der ſeinen Fürſten, aus Eiferſucht, umgebracht hatte, erfuhr durch ſeine Kundſchafter, daß die Geſchichtſchreiber den Mord dieſes Prinzen und die Urſache ſeines Todes in ihre Annalen eintrügen. Da er nicht haben wolte, daß ſein Verbrechen von der Nachwelt gekannt werden ſollte, ſo ſetzte er das Oberhaupt des Geſchicht-tribunals ab, ſtrafte es am Leben, und gab ſeine Stelle einem andern, von dem er glaubte, daß er ihm gewogner ſey.

Dieſer war aber nicht ſo bald im Beſitz ſeines Amtes, als er alles, was vorgefallen war, aufzeichnete, und den Tod ſeines Vorgängers, und was es damit für eine Bewandnis habe, hinzu fügte. — Als dieſes der General von neuem erfuhr, gerieth er darüber in eine ſolche Wuth, daß er das ganze Tribunal hinrichten ließ. Allein die Hiſtoriker der benachbarten Provinzen ſchilderten ſeine Aufführung ſo lebhaft, daß der General ſich gezwungen ſah, nachzugeben, und das Tribunal wieder herzuſtellen.

Noch ein anderes Beyſpiel: Tai-tſong, aus der Dynaſtie der Tang, frug eines Tages den Präſidenten des Geſchicht-

ſchichttribunals: ob es ihm nicht erlaubt ſey, zu leſen, was er von ihm in ſeinen Nachrichten nieder geſchrieben habe? — Prinz! antwortete der Präſident, die Geſchichtſchreiber des Tribunals zeichnen die guten und böſen Handlungen der Fürſten auf, ihre edlen oder ſchlechten Reden, und alles, was ſich löbliches oder ſchlimmes unter ihrer Regierung zuträgt. Wir ſind genau und unverbrüchlich in dieſem Punkt, und keiner von uns würde ſich den kleinſten Fehler dawider erlauben. Dieſe unpartheyiſche Strenge muß eine weſentliche Eigenſchaft der Geſchichte ſeyn, wenn ſie den Fürſten und Großen zum Zaum dienen, und ſie verhindern ſoll, auf Irrwege zu gerathen. Meines Wiſſens aber hat noch kein Kaiſer, bis jezt, zu leſen bekommen, was man von ihm geſchrieben hatte.„

„Wie, antwortete der Kaiſer, wenn ich alſo wo fehlte, oder eine ſchlechte Handlung begienge, würdet ihr, Tchou-ſoui-leang, ſie auch einſchreiben?„

„Prinz! es würde mich in der Seele ſchmerzen, aber könnte ich anders, da ich ein ſo wichtiges Amt bekleide, als das iſt, der Geſchichte des Reichs vorzuſtehen? — Lieou-ki, ein Mitglied des Tribunals, der bey dieſer Unterredung zugegen war, ſetzte hinzu: „Thou-

ſoui-

ſoui-leang, wenn er gleich Präſident des Tribunals iſt, würde doch nicht im Stande ſeyn, die Lüge der Wahrheit unterzuſchieben: denn ſo bald er dawider ſündigte, würden ſeine Kollegen in ihren Schriften die Verfälſchung ihres Oberhauptes anmerken.„— Ja, fährt der Präſident fort: ſelbſt die Frage, die Euer Majeſtät iezt an mich gethan, und die Unterredung, die Sie eben mit mir gehabt haben, werden unausbleiblich in unſere Annalen eingetragen werden.„

Verdienen Schriftſteller von dieſem Muthe und dieſer Redlichkeit nicht unſer ganzes Vertrauen? und wär' es nicht Ungerechtigkeit, wenn man die Reſultate ihrer Nachrichten nur im geringſten bezweifeln wollte?

Wenn in einem Orte dieſes Reichs einige Gefahr entſteht, wenn ſich Landplagen äuſern, die Zerrüttungen anrichten, die öffentliche Ruhe ſtöhren, oder die auch nur zum Klagen Anlaß geben könnten, ſo fängt der Kaiſer gleich nach erhaltenem Bericht an zu ſeufzen, zu faſten, zu beten und zu trauren. Er unterſagt alle Luſtbarkeiten, ſchafft den Nothleidenden Vorrath, befreyet ſie von den gewöhnlichen Abgaben, und ſinnt auf Mittel, wie dem Elende abzuhelfen ſey. — Ein verunglückter Landmann macht ihm eben ſo viel ſchlafloſe Nächte, als ein widriges Schickſal, das ihn

ſelbſt

ſelbſt betrifft. In dieſer kläglichen Faſſung bleibt er ſo lange, biß ſich das Ungewitter verzogen hat. Dieſes iſt allerdings ſehr beſchwerlich, dagegen aber ſchreibt man auch ihm allein, wenn die Noth vorüber iſt, die Errettung zu, und dadurch wird der kurzſichtige Pöbel in der Meinung von der überirdiſchen Hoheit ſeines Beherrſchers beſtärkt und erhalten. —

Die ungemeine Ehrfurcht gegen die Majeſtät beruhet hauptſächlich bey dem gemeinen Mann auf dem Vorurtheil, ſie ſtehe mit dem Himmel in Verwandſchaft. Bezeigte ſich nun der Kaiſer nicht ſo geneigt und huldreich, als dieſer, dem er nachahmen ſoll, ſo würde man an der Aehnlichkeit und an dem guten Vernehmen mit demſelben zweifeln.

Dieſer Umſtand verbindet den Regenten, ſeine Unterthanen durch vielfältige Liebesproben an ſich zu ziehen. Schwerlich wird demnach ein chineſiſcher Monarch, ſolte er auch der gröſte Meiſter in der Verſtellungskunſt ſeyn, ſich der Staatsangelegenheiten gänzlich entſchlagen können. Unſtreitig muß der, welcher Anfangs dieſes Band geknüpfet, und dieſe Einrichtung erſonnen, ein kluger und vortreflicher Patriot geweſen ſeyn.

Vorzüglich ſetzte Cong-fu-tſe, dieſer große Weltweiſe, oder in ſeiner Art unvergleichliche Geſetzgeber, das Land

durch

durch Abſchaffung eingeſchlichener Mißbräuche in eine andere Geſtalt, ſo daß der ganze Staat einer ordentlichen, durch unzertrennliche Bande beveſtigten Familie ähnlich wurde. Zwar half er nur der vorigen faſt gänzlich verdrängten Lehre wieder auf, dem ungeachtet aber theilte er derſelben durch ſeine Aufführung, Unterricht und Anſehen ein neues Leben mit, daher er auch von den Chineſern ſeit ſo vielen Jahrhunderten als der Urſprung aller ihrer Klugheit, als der Fürſt des Volks, ja als ein Gott verehrt wird. Meinten die Griechen vormals, daß die Weißheit durch den Sokrates vom Himmel auf ſie gekommen ſey, ſo behaupten die Chineſer eben das von ihrem Cong-fu-tſe, deſſen Namensgedächtniß ihnen unvergeßlich iſt. Er unterrichtete und übte ſeine Schüler nach ihren verſchiedenen Fähigkeiten, um ſie in den Stand zu ſetzen, dereinſt die beträchtlichſten Aemter auf das rühmlichſte zu verwalten. Kein Kaiſer in China hat ſich ſo verdient um dieſes Volk gemacht, als er. Ihm muß Lykurgus und Numa weichen, und keiner unter den Heiden kommt dem Sokrates ſo nahe, als eben dieſer groſſe Tugendlehrer. —

Die chineſiſche Jugend wird zeitig zum Fleiß im Lernen angehalten, denn kindiſche Spiele, zeitkürzende Vergnügungen werden durchaus nicht zugelaſſen. Dies iſt freylich etwas

was hart, und nicht gänzlich zu billigen, weil die Muſen die Abwechslung lieben, indeſſen lernen die Kinder durch ſtetes Arbeiten die heftigen Leidenſchaften zähmen, welche durch den Müßiggang entſtehen, und ernährt werden. Sie fangen ſo, wie bey uns, an, die Buchſtaben zu lernen, deren ſie, wo nicht, wie es heißt 48000, doch eine erſtaunliche Menge haben ſollen, die man ihnen zu mehrerer Erleichterung ſpielweiſe beybringt.

Täglich wird den Lehrlingen eine kurze, ihrer Faſſung angemeßene Geſchichte, die neue Bewegungsgründe zum fleißigen Lernen, und zur Tugend enthält, vorgeleſen und *erläutert*. Ein weſentlicher Theil des Unterrichts in Schulen und Häuſern beſtehet in der Vorſtellung groſſer Männer, mit dem Ermahnen, ihren rühmlichen Eigenſchaften nachzuahmen. — Mit allem Rechte nennen ſie den Wohlerzogenen eine Zierde und einen Schmuck der Nation, das anſehnlichſte Vermächtniß der Söhne, und den beſten Brautſchatz der Töchter.

Sie befleißigen ſich vorzüglich auf die Kenntniß der ſogenannten kanoniſchen Bücher, der Geſchichte, der Sittenlehre, der Sternkunde, der Kunſt, ſchön zu ſchreiben, zu mahlen, und klug zu regieren. Sie ſind auch zu neuen Erfin-

dungen

bungen fertig und geſchickt: denn ſie haben die Buchdrucker-kunſt und das Schießpulver eher als wir gehabt.

Der Karakter der Chineſer iſt, im Durchſchnitte genommen, folgender: Sie ſind menſchenfreundlich und ſanft, höflich biß zum Ueberdruß, eitel und von unermeßlicher Eigenliebe; von Natur kalt und träge, wenig von Leidenſchaft, bloß von Vernunft und Vorurtheil regiert, geſetzt und feyerlich in allen ihren Handlungen. Sie ſind stoiſch, ernſthaft und eigennützig, wie die Holländer; argliſtig, rachſüchtig und hartköpfig wie die Italiener; höflich und ſchmeichelnd wie die Franzoſen, und ſo proceßſüchtig als die Teutſchen. Mäßigkeit, Vorſicht, Schaamhaftigkeit, Fleiß, Ehrfurcht für das Alter und Tugend erſetzen die Stelle der Tapferkeit, und Schein den Werth der Sitten. — Man findet indeſſen wenig Härte, Erbitterung und grimmige Entrüſtung unter ihnen. Dieſe Mäſigung bemerket man inſonderheit unter dem Pöbel. „Ich befand mich, ſchreibt der P. Fontenay, einſtens auf einem ſchmalen Weg, wo eine groſſe Menge Karren zuſammen kamen; ich meyte: ſie würden einander ſchimpfen, oder ſich gar ſchlagen; allein dieſe Leute grüßten ſich freundlich, und redeten ſo liebreich mit einander, als ob ſie ſich lange gekannt hätten, und halfen ſich ſo freundſchaftlich, und ſo bald es nur möglich war, einander aus der Verwirrung.„

Bayerische Staatsbibliothek München

Die auſſerordentliche Liebe zum Leben iſt eine Schwachheit dieſer Nation zu nennen. Man findet nirgend ein Volk, das ſo ſehr zu leben wünſchet, ungeachtet hinwiederum einige unter ihnen ſich aus Verzweiflung ſelbſt das Leben zu rauben pflegen. Sie ſind ſehr beſorgt: es werde ihnen nach ihrem Tode an einem Sarg fehlen. Wenn einer auch nur ein geringes Vermögen beſitzt, ſo läßt er ſich doch gewiß einen Sarg davon machen, ſolte es auch 20 Jahre vor ſeinem Tode ſeyn. Und dieſen Sarg zählt er mit unter ſein koſtbarſtes Haußgeräth.

Kein Volk bildet ſich auf ſeine Vorzüge, die es vor andern Völkern zu beſitzen glaubt, ſo viel ein, als dieſes. Dieſer angeborne Stolz erwecket ſelbſt bey dem geringſten Pöbel eine Verachtung gegen alle andere Nationen. Sie ſind für ihr Klima, ihre Sitten, Gewohnheiten und Maximen dergeſtalt eingenommen, daß ſie ſich nicht vorſtellen können, daß auſſer China etwas gutes oder ſchätzbares anzutreffen ſeyn ſolte, das ihren Gelehrten noch unbewußt wäre.

Sie ſind zwar laſterhaft, aber ſie lieben doch von Natur die Tugend ſelbſt, und die Tugendhaften. — Die Keuſchheit, die ſie ſelbſt nicht üben, bewundern ſie deſto mehr bey andern, und inſonderheit an den Wittwen. Finden ſich unter dieſen einige, die eine ſtrenge Keuſchheit und Enthaltung

bewei-

beweiſen, ſo bauen ſie ihnen zu Ehren prächtige Triumphbögen auf, und verewigen ihre Tugend durch unvergängliche Aufſchriften. — Eine Frau handelt wider den Wohlſtand, wenn ſie ſich nach ihres Mannes Tode wieder verheirathet.

Gleichwie ſie aber von Natur ſehr fein und liſtig ſind, ſo wiſſen ſie auch ihren Handlungen einen guten äuſſerlichen Schein zu geben, und ihre Laſter mit ſolcher Geſchicklichkeit zu beſchönigen, daß ſie ſelten andern Menſchen in die Augen fallen. Gegen ihre Obern hegen ſie eine unverletzliche Hochachtung. — Sie verabſcheuen eine iede Miene, die etwa einige Entrüſtung verrathen könnte; allein den innerlichen Haß und Unwillen wiſſen ſie überans künſtlich zu verbergen. —

Nun zum Beſchluß einige von ihren Weißheitsregeln:

Habt ihr wohlerzogene Kinder, ſo braucht ihr kein ander Gut, ihr Glück zu gründen; ſind ſie übel erzogen, und ſucht ihr nur Schätze zu häufen, ſo werden ſie dieſelben thöricht und bald verthun. —

Urtheilt vom gegenwärtigen und zukünftigen aus dem vergangenen, ſo werdet ihr ſehen, daß Tugendhafte allein glücklich ſind.

Sagt aus lebhafter Freundſchaft nicht alles, was ihr auf dem Herzen habt, und zur Zeit des Verdruſſes ſagt nicht alles was ihr denket.

Seyd gute Haushalter und lernt eure Ausgaben wohl ordnen, ſo werdet ihr euch wider den Mangel in Sicherheit ſetzen, und viel übrig behalten. —

Der Erfolg einer Sache iſt ſchwer zu errathen; wie oft betrügt die Hofnung nicht! —

Ein Weiſer iſt eine lebendige Unterweiſung. —

Eine ſchöne Blume wächſet nicht für das Thal allein, worinn ſie ſteht; ſo müßt ihr auch die Weisheit nicht allein behalten. —

Wie ſchwer iſt es, einem übeln Ruf zu entgehen! Es iſt aber noch ſchwerer, allgemeinen Beyfall zu verdienen. —

Nicht zu geſchwind in Worten und im Thun: Uebereilung verwirret nur die Sachen. —

Seyd keine Erzähler falſcher Gerüchte, und einer ungefähren Sage. —

Seyd allezeit gleich im Glück und Unglück, damit euch der Verdruß nicht verzehre. —

Ein

Ein Menſch ohne Billigkeit, ohne Fleiß, ohne Höflichkeit, iſt ein wildes Thier, deſſen Kopf mit einer Mütze bedeckt iſt. —

Durch das Eigenlob verliert ihr alle Verdienſte. —

Die meiſten Uebel im Alter kommen von den jugendlichen Vergehungen her. —

So gut als ein Pferd ſeyn mag, ſo muß man ſolchem doch nicht gänzlich den Zügel ſchießen laſſen. —

So vertraut man mit einem andern ſeyn mag, ſo muß man ihm gleichwohl nicht alle Geheimniſſe anvertrauen. —

Wiſſen zu rechter Zeit zu verlieren, iſt das Zeichen eines verſtändigen Mannes, der Unverſtändige will allemal, und zu jeder Zeit gewinnen.

Wollt ihr aller Reue entgehen, ſo bereichert euren Verſtand mit nützlichen Wiſſenſchaften, euer Herz mit guten Gedanken; beſtrebet euch löblicher Handlungen, wie auch nichts, als gutes und ehrbares zu reden, und gehet mit niemanden, als mit rechtſchaffenen Leuten um. —

Glücklich iſt der, der ſich ſelbſt genug iſt, und der keiner vergänglichen Stütze bedarf. Wenn ihr arm ſeyd, ſo

wird kein Menſch an euch denken; wenn ihr aber reich werdet, ſo wird man von fernen Orten her euch zu beſuchen kommen; viele, die ihr nie gekannt, werden ſich eure Anverwandten nennen. — —

Dieſes iſt ein kurzer Begriff der Sittenlehre einer ſo weit von uns entfernten Völkerſchaft, der wenigſtens zu einem unverwerflichen Zeugniſſe dienet, daß China Männer gezeuget hat, die eine kluge Erfahrung, Beurtheilungskraft, und viele groſſe Eigenſchaften beſeßen haben. —

Alles, was eine Nation groß und verehrungswürdig machen kann, vereiniget ſich bey dieſem gröſten Volke der Welt, um es über alle Nationen der bekannten Welttheile zu erheben. — Man hat die mächtigſten Monarchien und die Republicken von Athen und Karthago, von Rom und Peru, zu Grunde gehen ſehen, nur China allein hat, gleich ſeinen Strömen, die ihr Waſſer mit unaufhaltſamer Majeſtät fortrollen, nichts von ſeiner Würde und von ſeinem Glanze verloren. —

Jetzt iſt China, welches ſechsmal gröſſer als Teutſchland, aber viel bevölkerter iſt, auf dem Gipfel ſeiner Größe, die von keiner auswärtigen Macht Einfälle, noch von innen Aufſtände zu befürchten hat. — Es enthält 200 Millionen

nen Einwohner, und unter dieſen 50 Millionen ſtreitbare Männer. Man zählt 1500 große und mittlere Städte in China, die Forts, Schanzen, Flecken und Dörfer ungerechnet. — Pecking iſt viel größer als Paris, und hat eine Beſatzung von 40,000 Mann, und in Kantong beträgt dieſelbe 30,000 Mann. Alle Truppen des chineſiſchen Kaiſerthums ſtehen unter den Befehlen der Kriegsmandarins, welche theils tartariſche, theils chineſiſche Generals ſind.—

Und hiemit beſchließen wir dieſe kurzen Nachrichten von China, die jeder Liebhaber der Lectüre in vorangezeigten Werke des Jeſuiten de Moiriac de Mailla weitläuftiger zu leſen bekommen kann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Jesuiten in China oder das Aufkommen, der Fortgang u. jetziger Zustand in diesem Reich ...

Nürnberg 1782

Res/Jes. 1060,28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921928-4
VD18 14599104-001